

INHALTSÜBERSICHT

	Seite
<i>Ernst Beier</i> Volk gestern, heute und morgen	5
<i>Erik Boettcher</i> Verstädterung.....	10
<i>Detlef Hansen</i> Zwischen Hölle und Hochschule	16
<i>Morten Kamphövener</i> Vom Gesamtstaat bis Danfos	24
<i>Heinrich Guthmann</i> Heimat- und Volkstumpflege in der Kritik	30
<i>Hans Schmidt-Gorsblock</i> Nachbarschaft	41
Umschau ab Seite 46	

DR. ERIK BOETTCHER, *geb. 1915 in Arensburg (Estland), studierte von 1937 bis 1940 an der Universität Kowno, von 1947 bis 1950 an der Universität Kiel. 1950 wurde er Diplom-Volkswirt. 1951 promovierte er zum Dr. sc. pol. Er war Assistent am Soziologischen Seminar der Universität Kiel und Leiter der Forschungsgruppe „Landbevölkerung“. Jetzt an der Akademie für Gemeinwirtschaft in Hamburg.*

HEINRICH GUTHMANN, *geb. 1902, Studium in Marburg und Berlin. Seit 1928 Journalist, seit 1934 Mitarbeiter im „Deutschen Heimatbund“. Redakteur der Sohneyschen Zeitschrift „Volkstum und Heimat“. Seit 1951 Journalist in Schleswig-Holstein.*

HANS SCHMIDT-GORSBLOCK (*Kreis Tondern*), *Bauer. Vor und nach dem zweiten Weltkriege gleichzeitig Lehrer an einer deutschen Schule in Nordschleswig. Mitglied des Hauptvorstandes des Bundes deutscher Nordschleswiger.*

Die Zitate von Hinrich Kruse sind entnommen einem sehr lesenswerten Aufsatz „Starvt uns Volkstum?“ in „Uns' Modersprak“, der plattdeutschen Beilage der Zeitschrift „Schleswig-Holstein“ 6/1956. — Das weithin unbekannte Gedicht von Bröger steht in dem kleinen Bändchen „Deutschland“ – Ein lyrischer Gang in drei Kreisen.

Die Grenzfriedenshefte erscheinen vierteljährlich und werden herausgegeben vom Grenzfriedensbund (Bund für deutsche Friedensarbeit im Grenzland). Den Mitgliedern werden sie frei geliefert, anderen Beziehern für jährlich 1,88 DM zuzüglich Zustellgebühren (zusammen 2,- DM). Ausgabe A nur über die Geschäftsstelle zu bestellen. Bezugspreis im Jahr 88 Pf. zuzügl. Zustellgebühren (zusammen 1,- DM). Für die mit Autornamen versehenen Beiträge zeichnen die Verfasser verantwortlich. — Geschäftsstelle: Husum, Theodor-Storm-Str. 9. — Druck: Christian Wolff, Graphische Betriebe GmbH., Flensburg

GRENZ- FRIEDENS- HEFTE

Der Mensch sucht heute mehr denn je nach festen Orientierungspunkten für sein Handeln und Verhalten. Er spürt, wie wenig er noch seine „Welt“ selbst zu erfahren und zu verstehen vermag, die Welt, die sein soziales Schicksal beeinflusst und bestimmt, von der er materiell, psychisch und geistig abhängt, in der er handeln und auf die hin er sich entscheiden und verhalten soll. Er sieht sich auf Auskunftsmittel und Informationen verwiesen, deren Tragfähigkeit er nicht mehr kontrollieren kann. Er muß seine Entscheidungen und sein Verhalten auf Erfahrungen aus zweiter, dritter oder gar vierter Hand stützen, von denen er mehr ahnt als weiß, daß sie, auf dem Wege bis zu ihm vielfach gefiltert, die wesentlichsten Entscheidungen bereits mit der Information vorwegzunehmen trachten.

Diese Situation ist an sich nicht neu. Ein großer Teil der oftmals überschätzten Stabilität der vorindustriellen Gesellschaft ging darauf zurück, daß weite Bezirke des sozialen Lebens durch die von der Familie, der Berufs- und Dorfgemeinschaft getragenen und weitergegebenen Traditionen vorentschieden, das heißt der Entscheidungskraft und Notwendigkeit des einzelnen entzogen waren. Neu ist aber, daß diese Vorentscheidungen nicht mehr aus dem vertrauten und mit Vertrauen besetzten Bereich personaler Beziehungen kommen, sondern von anonymen, weithin mit Mißtrauen besetzten Großorganisationen geliefert werden. Hier hat die Orientierungs- und Verhaltensunsicherheit des modernen Menschen eine ihrer wesentlichsten Wurzeln.

HEINZ KLUTH / Europäisches Gespräch Ruhrfestspiele 1956

De Fabrikschosteen

Ik bün de Baas! Min Buuk is rund!
Un mine Lung'n de sünd gesund!
Ha! Wat de Heven kann, kann'k ok:
as Wulken treckt mien swatte Rook!
Ik kiek ümher un sta un paff.
Un all de annern rackt sik af
un böört un sleept un sweet sik möör.
Ik fleit: un alln's löppt to mi her!
Ik tuut: un aliens löppt torüch.
Un jümmer bleker in't Qesich',
so witt, so bleek. – Mi is to Moot,
as drümk ik jern eer rodes Bloot.
Maakt nix! Dat smeckt mi goot!

„De Fabrikschosteen“ ist entnommen dem Gedichtband „Mault Muern“ von Hermann Claudius, der vom Verlag der Fehrs-Gilde 1953 neu herausgegeben worden ist. Die Gedichte erschienen zuerst 1912.

Volk gestern, heute und morgen

Vom Volk ist die Rede. Von welchem Volk? Vom Volk als dem Urgrund, aus dem wir alle leben? — vom Volk als einem soziologischen Gebilde, organisch gewachsen aus Urväter Tagen? — vom Volk als „people“, als sozialer Schicht, unmündig, der Leitung und der Herren bedürftig? — vom Volk als Nation, seiner selbst bewußt und sein Schicksal selbst bestimmend?

Von all diesem schwingt etwas mit, wenn irgendwo bei uns vom Volk gesprochen wird. Kein Wort ist so angefüllt mit Geschichte, mit durchkämpfter und mehr noch durchlittener, wie dieses! Kein Wort ist so gefühlsbeladen.

Darum ist es so schwer, eindeutig zu sagen, was „Volk“ nun eigentlich ist, heute mehr denn je, denn Volk ist ja keine feste Größe, sondern wandelt sich stets, wie das Leben sich wandelt. Volk ist immer auf dem Wege ...

Um was geht es, wenn es ums Volk geht? Geht es um der Väter Erbe und seine Erhaltung in unseren Tagen? Geht es um die selbstverantwortliche Bewältigung der Aufgaben des Tages, geht es zunächst und zuerst um Leben und Fortkommen der heutigen Generation, ohne dabei Gewesenem groß nachzutruern? Oder geht es um ein größeres und besseres Morgen? Wer weiß die für alle verbindliche und alle, eben das Volk, verbindende Antwort?

Geht es ums Volk ganz allgemein, oder geht es um die Völker? Geht es um das deutsche oder geht es ums dänische Volk?

Für *uns* geht es zunächst um Schleswig — um Südschleswig, um den Landstrich zwischen der heutigen deutsch-dänischen Grenze und der Eider — und um die, die dort zu Hause sind. Was ist für sie Volk? Und was und wie sind sie als Volk?

Was „untergründig“ geschah

Verdeckt vom Lärm und Streit des Tages ums „richtige“ Bekenntnis zum „richtigen“ Volk haben sich in Verbindung mit der allgemeinen wirtschaftlichen und technischen Entwicklung „untergründig“ tiefgehende soziale Veränderungen vollzogen, die auf die Lebensart und das Denken der Menschen auch bei uns nicht ohne Einfluß geblieben sind. Denen, die sich ein stark historisch und ideologisch gefärbtes Bild vom Volk gemacht haben, hat das, was die Soziologen der Kieler Universität über diese Veränderungen erkundeten, einen argen Stoß versetzt, weil es so gar nicht mit dem, was für sie Volk ist, übereinstimmt. Zur volklichen Bedrohung „von außen“ ist für sie hier plötzlich die Gefahr der inneren Aushöhlung hinzugekommen, die Gefahr, daß rationales Wirtschaftsdenken, technische

Entwicklung, moderne Zivilisation — im Gegensatz zur „Kultur“ —, daß „Verstädterung“ das Volk zur „Masse“ werden läßt, zu Treibsand im Strom des Lebens. Wilhelm Jürgensen, weithin bekannt, hat diesem Gefühl wohl am betontesten Ausdruck gegeben in einem Aufsatz „Rettet das Dorf“, der schon 1954 in der Zeitschrift „Schleswig-Holstein“ erschienen ist. Es heißt dort u. a.:

„... Sage niemand, es sei übertrieben, wer Augen hat zu sehen, wird zugeben, daß ganze Bauerndörfer unserer schleswig-holsteinischen Heimat einfach von innen her gesprengt werden. Altehrwürdige Tradition wird lächerlich, überlieferte Sitten und Gebräuche des Gemeinschaftslebens fallen, weil sie keine Träger mehr haben ... Gewaltige Kräfte der Zerstörung sind am Werk, sie sprengen die Gemeinschaften, um den einzelnen um so leichter in den allgemeinen Sog hineinzuziehen ... Es geht heute einfach um die Frage, ob man bereit ist, aus der Erkenntnis, daß das Dorf die große Kraftreserve unserer abendländischen Völker und die Lebensgrundlage unserer Kultur ist, die konkreten Folgerungen zu ziehen ... Der Kampf um das Dorf ist der Kampf um die Erhaltung der lebendigen Seele des Abendlandes ... Es geht darum, daß im modernen Dorf der Geist des Dorfes lebendig bleibt ...“

Und der Vorsitzende der Grenzlandjugend, Hermann Schmurr, Schleswig, hat im vergangenen Herbst auf der Scheersberg-Tagung des SHHB gar von einer neuen Form des Nihilismus gesprochen, die uns bedroht. Ist dem wirklich so?

Volk von gestern

Manchen erscheint es in einem verklärten Lichte: Ja früher, das waren noch Zeiten ... Sie sind der Meinung, man müßte retten, was noch zu retten ist — und wenn es nur fürs Museum wäre. Das ist gut und schön. Aber es geht ja nicht ums Museum und um Museumsgut ...

Sie beklagen sich — sicher mit Recht —, daß das „Volk“ an ihrem Bemühen so wenig Anteil nimmt und das Leben lebt auf seine Art und sich seine Idole und Vorbilder sucht, wo es selbst es will, und nicht dort, wo es sie suchen „sollte“.

Volk von gestern. War es für das Volk von gestern wirklich so schön — sowohl auf dem Lande als auch in der Stadt — wie es als „besonnte Vergangenheit“ heute manchem erscheint und als Ideal hingestellt wird? Wahrscheinlich würde z. B. kein Landarbeiter und kein Bauer seine Lebensweise von heute freiwillig mit der von früher tauschen, auch wenn sein jetziges Dasein kein Zuckerlecken ist. Dabei ist durchaus zuzugeben, daß manches gute Alte, daß manche „Gemütswerte“ von damals, daß auch manches sozial Wertvolle dem Zuge der Zeit endgültig zum Opfer gefallen sind, daß der „unpersönliche“ Staat weitgehend dort einspringt, wo früher persönliche und nachbarliche Hilfeleistung wirksam war.

Aber es gab damals auch so etwas wie das Armenhaus und Armenkassen und ähnliche Einrichtungen, die beim Volk in alles anderem, nur nicht in einem guten

Geruche standen. Und wer gezwungen war, sie in Anspruch zu nehmen, der zählte nicht mehr mit, der wurde zum Bürger zweiter Klasse. Noch für unsere Großväter war die Zeit, da es weder eine Kranken-, noch eine Arbeitslosen-, noch eine Altersversicherung gab, lebendige und bitterböse Wirklichkeit. Not- und Krisenzeiten mit chronischer Arbeitslosigkeit gab es auch damals schon ...

Volk von heute

Bestimmt, es sieht anders aus, als manche es sich wünschen. Ob es darum aber schlechter ist als früher? Sicher ist es keine „Gemeinschaft“ auch in Südschleswig nicht—, weder von sozial Gleichgestellten noch von Gleichgesinnten. Trotz des von der modernen Soziologie entwickelten Begriffs der nivellierten Mittelstandsgesellschaft, der — sozial gesehen — wohl dem entspricht, was man sich heute allgemein unter „dem Volk“ vorstellt, bestehen die Klassenunterschiede und -begriffe von gestern als unsichtbare Scheidewände auch weiterhin fort. Vielleicht sind sie für den „Einzelgänger“ ein wenig dünner und durchlässiger geworden, aber sie sind noch da, und das sehr handfest.

Und der gefühlsmäßige und geistige Gleichklang, der eine Voraussetzung dafür ist, daß Volk wirklich „Volk“ sein kann? Wie steht es damit bei uns? Wie ist es mit dem, was Morten Kamphövener für das dänische Volk als „Sind“ bezeichnet? Mit „Gesinnung“ ungenau übersetzt, ist doch die Richtung angegeben, in der die Deutung zu suchen ist.

Ist an der gefühlsmäßigen und geistigen Zerspaltung des Volkes wirklich die zivilisatorische Entwicklung schuld? Über fließendes Wasser, Badezimmer und WC, über elektrisches Licht, Telefon und Radio, übers Motorrad und das Auto gibt es sicher keine geteilten Meinungen: all dies erscheint allen wünschenswert, wenn es auch vielleicht nicht unbedingt lebensnotwendig ist. Und die vielen anderen Zivilisationsgüter? Zerstreitet das Volk sich darum?

Ist es nicht vielmehr unsere weitgehend unbewältigte Vergangenheit, unser Schicksal als Volk in dem ganzen letzten halben Jahrhundert und weit darüber hinaus bis an den Beginn unserer nationalen Einigung, mit ihren halben Lösungen und nachfolgenden Zusammenbrüchen, was auf uns lastet?

Die Gefühlsskala reicht hier von „Kein schöner Land in dieser Zeit ...“ bis zu „... wir wollen weiter marschieren ...“, sie reicht vom „Horst-Wessel-Lied“ bis zu „Brüder, zur Sonne, zur Freiheit ...“ — und sie reicht von „Wir wollen keine Dänen sein ... bis zu „Det er et yndigt Land“. Sie reicht vom Fußballplatz bis zum Metallarbeiterstreik, sie reicht von dem seinen Mercedes fahrenden Marschbauern bis zum Fürsorgeempfänger in der Stadt, sie reicht von der DEA bis zum Straßensänger.

Das alles ist heute Volk, widerspruchsvoll und unausgeglichen, und wir wissen nicht, was daraus werden wird.

Volk von morgen

Wie wird es sein? Darüber lassen sich nur Vermutungen anstellen. Wir müssen es sogar, um bei unserem eigenen Tun nicht in die Irre zu gehen. Eines steht dabei wohl fest: es wird noch manches von dem, was des Erhaltens wert ist, endgültig in Verlust geraten, bestenfalls Museumsstück werden. Im Großen gesehen geht die Entwicklung darauf hinaus. Alle Prognosen lauten so. Aber ist das nur negativ zu werten? Steckt in dieser Entwicklung nicht mehr Positives als Negatives?

Meine Großmutter glaubte noch an Hexen, und die Märchen der Gebrüder Grimm waren für sie lebendige Wirklichkeit. Meines Vaters erste „Literatur“ außer den Schulbüchern waren die Groschenhefte von Nick Carter und Buffola Bill. Zu meinen eigenen größten Kindheitserlebnissen aber gehört, daß mein Vater mich, kaum daß ich lesen konnte, in die Volksbücherei mitnahm, um mir deren Schätze zugänglich zu machen.

Meine Großmutter stammte vom Lande und ging, wie so viele ihrer Generation, in die wachsende Großstadt. Sie teilte dort das Schicksal all derer, die städtisches Proletariat wurden, und hat sich mit Mut und Tapferkeit auf ihre ganz persönliche Art ein Leben lang gegen die drohende Verelendung gewehrt. Mein Vater wurde von der aufsteigenden Arbeiterbewegung der Jahrhundertwende geprägt und ihr Elan und ihre Ideale gaben auch seinem Leben Richtung und Inhalt. Sein Sohn ist bewußter und tätiger Bürger eines demokratischen Staatswesens. Alle drei aber sind zweifellos „Volk“. — Es gibt Leute, die das verneinen! Der große Riß, der das Volk des Zweiten Reiches — des Bismarck-Reiches — trennte, er ist auch heute noch überall spürbar.

Das Volk von morgen wird und muß wieder anders sein als das von heute, wie das von heute anders als das von gestern ist — aber es wird Volk sein und wird bestehen aus Menschen, die sich mühen ums tägliche Brot, um das eigene Fortkommen und um das ihrer Kinder, die lachen und weinen, die lieben und hassen, die fallen und wieder aufstehen werden — wie du und ich, wie wir alle, wie die Generationen vor uns und nach uns ...

Das Volk von morgen wird viel mehr gemeinsame Sorgen haben, als wir sie schon haben. Es wird einander ähnlicher sein als das von gestern und heute, weil ein gleiches Schicksal es in gleicher Weise prägen wird.

Unsere Aufgabe

Volk von gestern, Volk von heute, Volk von morgen.... Die Atome und die Automaten machen vor unserem Leben nicht halt. Sie machen auch an der Eider und an der jetzigen Grenze nicht halt — sie existiert für sie einfach nicht. Trotz allem Trennenden und allem vordergründigen Streit der Gegenwart hat das Volk hüben und drüben viel mehr Gemeinsames als Trennendes. *Wäre es nicht unsere*

Aufgabe, die Aufgabe der lebenden Generation, hier anzuknüpfen, um gemeinsam die gemeinsamen Dinge zu tun!

*

Die Grenzfriedenshefte haben in ihrem Bemühen um eine Klärung der Grenzlandprobleme stets verschiedenen Stimmen Raum gegeben. So auch in diesem Heft. Es sind zunächst Einzelstimmen. Der Leser möge heraushören, ob sie auf einen gemeinsamen Grundakkord gestimmt sind.

Verstädterung

1

„Stadtluft macht frei“ galt in jener vergangenen Zeit, der Segnung und Fluch des industriellen Zeitalters noch unbekannt waren. Diese Kennzeichnung der alten Stadt wird bis heute noch den wechselnden Generationen eingepägt als ein Symbol gegen Willkür und Unterdrückung. Dabei sollte man jedoch nicht vergessen, daß jene so oft gerühmte Zeit nur über sehr wenig Spielbreite für individuelle Entfaltung verfügte. Zusätzliche Lebensmöglichkeiten in den Städten waren überaus knapp bemessen, und die Stadtmauern waren mehr als nur der Ausdruck des Verteidigungswillens einer einmal erreichten Unabhängigkeit. Denn die Voraussetzungen für die in einer Stadt notwendigen Lebensmittel endeten an einem sehr kurzen Radius. Das lag an den begrenzten Transportmöglichkeiten, an Wegen und Beförderungsmitteln einerseits, sowie den — im Vergleich zur Gegenwart — kargen Ergebnissen bäuerlichen Fleißes im Umkreis der Stadt. So hatte jene eingangs zitierte Freiheitsparole doch nur sehr begrenzten Wert. Im großen und ganzen war und blieb Schmalhans Küchenmeister, und damit dennoch in den Familien jener Handwerker und Stadtherren nicht die Not einkehrte, hatten auch die Städter jene bäuerliche Regel von der Ackernahrung ihren eigenen Gegebenheiten angepaßt. Wie auf dem Lande die Bauernstelle, so wurde in der Stadt die Vollstelle die unabdingbare weltliche Voraussetzung, bevor die Zuneigung zwischen zwei Menschen zu dem Segen des Priesters für den Lebensbund, zu Familie und Kindersegen führen konnten. Zünfte und Gilden hielten die Zahl der Vollstellen knapp, und wo eine hohe Sterblichkeit nicht ausreichte, die Vermehrung der Menschen zu begrenzen, sorgte im Bunde mit ihr die Moral jener Zeit dafür, daß bei geringer Heiratshäufigkeit immer nur soviel Menschen da waren, als in einer erträglichen oder gehobenen, standesgemäßen Norm überleben konnten. Die Freiheiten jener Städter waren also durchaus normiert, und vielleicht können wir mit einem Begriff aus unserer Zeit dazu sogar sagen: rationiert. Die nüchterne Vernunft, die Ratio der Menschen ließ nur soviel Freiheit zu, daß sie nicht selbst den Menschen wieder zerstörte.

Aber wie immer das Lebensgefühl aus der Institution wächst, die der Mensch sich selber gibt, entwickelte sich in jener Zeit der Stolz des Bürgers, und sicherlich mit Recht. Er wuchs durch die Jahrhunderte aus der gewonnenen Unabhängigkeit mit Stadtrecht und Selbstverwaltung genauso wie mit der gemächlichen Wohlstandssteigerung der sich in der Erbfolge verfestigenden Geschlechter. Gediegenheit und Zuverlässigkeit als Grundhaltung der Persönlichkeit sind

damals gezüchtet worden, und sie vermischen sich mit jenem Selbstbewußtsein, das gelernt hat, über die Grenzen der Städte hinauszublicken auf jene, die anders waren, die Bauern, jene armseligen „Tölpel“.

2

Sicherlich sind die Städte der industriellen Zeit zumeist aus den schon vorher bestehenden herausgewachsen. Und dennoch sind sie etwas völlig Neues, denn nachdem die Bindungen in Zünften und Gilden gefallen waren, wurden die Städte zu Sammelbecken auf sich selbst angewiesener Einzelindividuen, deren äußerer Wert nur in ihrer Arbeitskraft bestand und deren Leben bedroht war, sobald diese nachließ.

Die neuen Produktionen wuchsen aus neuen Werkstoffen, insbesondere auf der Grundlage der Kohle, es war so die Stahlerzeugung möglich geworden und dann die mechanische Maschine mit Dampfantrieb. Während bisher sich Transporte jeglicher Art an natürliche Wege — Flußläufe und Gebirgspässe — anpaßten und dementsprechend die Standorte der Städte an Küsten und Ufern vom Meer und unwegsamer Wildnis wählten, setzt nun erst eine stürmische Durchkapitalisierung auch des Hinterlandes ein. Es bricht sich der Grundsatz Bahn, möglichst viel bei geringen Kosten zu produzieren. Nun bedeutet Transport immer Kosten, so daß es wichtig wurde, die billigsten Transportkombinationen zu finden. Eine solche war gewährleistet, wenn die weiterverarbeitende Produktion sich um die Förderungsstellen für Kohle herum ansiedelte. Denn wenn das Erz zur Kohle gebracht wurde, brauchte nur das Gewicht des Erzes transportiert zu werden, einmal als Rohstoff zum Produktionsort und dann als Fertigprodukt von diesem weg zum jeweiligen Konsumort. Der Transport des Gewichtsverlustmaterials Kohle konnte so eingespart werden. Dieser einfachen Rechnung haben sich die Menschen beugen müssen, sie wurden als Arbeiter dort angesiedelt, wo auch ihre Existenz für die Zwecke der Produktion am billigsten war: in zusammengedrängten, hochwachsenden und verschachtelten Häusern auf engstem Raum, in Städten, die zugleich Krankheit und Not mit dem technischen Fortschritt produzierten.

Die Zentren der Urproduktion waren also Mittelpunkt des zivilisatorischen Prozesses der Umgestaltung der Welt. Um einen solchen Kern, in dem sich die Menschen ballten, bildete sich ein weiterer Ring der Verarbeitung auf nächster Stufe und an diesen schloß sich ein weiterer Ring an mit Versorgungsindustrien der Landwirtschaft. Ländliche Genossenschaftsbetriebe übernahmen die Verarbeitung der Agrarerzeugnisse, damit sie über längere Zeit und längere Wege unverderblich transportiert und aufbewahrt werden konnten. Die Industrien, denen so die Arbeitskräfte zugeführt und erhalten werden konnten, produzierten ihrerseits Mittel, um dem Boden immer größere Erträge abzurufen.

3

So war das vergangene Jahrhundert von einer Binnenwanderung gekennzeichnet, wie sie gigantischer wohl kein Jahrhundert vorher erlebt hatte; durch Verbesserung der Hygiene und Fortschritte der Medizin sank die Sterblichkeit rapide, was bedeutete, daß immer mehr Kinder überlebten und Menschen in das Erwachsenenalter eintreten konnten. In Deutschland blieb bis in das erste Viertel dieses Jahrhunderts die Zahl der in der Landwirtschaft Beschäftigten nahezu gleich, und alle Bevölkerungsüberschüsse mündeten in die neuen Berufe ein, das heißt in die Städte. Das quantitative Verhältnis von Stadt- und Landbevölkerung hat sich dabei im Laufe von eineinhalb Jahrhunderten regelrecht umgekehrt; denn um 1800 waren nur rund ein Viertel der Bevölkerung Städter (genauer: lebten in Ortschaften über 2000 Einwohnern), heute leben nur noch ein Viertel auf dem Lande. Von 49,6 Millionen Einwohnern der Bundesrepublik lebten 1954 nur 13 Millionen in Ortschaften unter 2000 Einwohnern, das sind 26,1 Prozent.

4

Die Arbeiter, d. h. jene Menschen, die die neuen Maschinen zu bedienen hatten, ohne Eigentum an ihnen zu besitzen, wurden zu den neuen Bürgern der Städte. Sie haben sie dabei allmählich von jenen Lebensformen her umgeprägt, die sich aus den Bedingungen eines Lebens ausschließlich auf der Grundlage eines abhängigen Lohneinkommens ergaben. Den Arbeitern folgten dann zahlreiche andere Berufe, der Organisation und Verwaltung, die notwendig geworden waren, als die Industrie wuchs, immer komplizierter wurde und es zu immer wechselseitigeren Beziehungen zwischen einzelnen Produktionsstufen kam. Dieser Diensttuende in der industriellen Verwaltung bediente keine Maschine, aber auch er war eigentumslos und in ähnlicher Weise abhängig wie der Arbeiter. Der Bürger, der Herr der neuen Produktion, zog es vor, an die Peripherie der gewandelten Städte zu ziehen, womit er die einstige Einheit eines gemeinsamen städtischen Lebensgefühls endgültig zerstörte. Seither kennen wir jenen Zwiespalt im Urteil, wo immer jener Begriff der Verstädterung genannt wird. Unter Verstädterung versteht man darum nicht allein jenen statistisch faßbaren Vorgang der Binnenwanderung und des engen Zusammenwohnens einer zunehmenden Anzahl industriell beschäftigter Familien. Es verbindet sich mit dem nüchternen Tatbestand stets eine assoziative Wertung des Vorgangs als von etwas, was zum Lebensumwerten hinführt. In Städten zu wohnen bedeutete, sich der Natur und allem Natürlichen zu entfremden. Alle Interessen der Städter würden früher oder später ausschließlich auf gewerblichen Konsum umgeleitet, der immer leichter und immer billiger befriedigt werden kann. Auch die Meinungen und Handlungen der Städter würden so sage man, immer uniformer, wie sie überhaupt leicht zu

beeinflussen seien, und gerade darum gefährlich unzuverlässig, jederzeit bereit, der Verführung von Laster, Brutalität und Gemeinheit zu erliegen.

Dennoch blieb auch noch der Bürgerstolz, der Stolz auf die Leistung, in der Tatendrang und Mut mit technischer und kommerzieller Fähigkeit sich verbunden hatten, um die kapitalistischen Ziele rational zu verwirklichen, d. h. um unter Einteilung von Zeit bei sparsamster Verwendung von Mitteln ein Höchstmaß an gewerblichen Gütern zu produzieren. Das Ergebnis eines solchen Strebens war die gewandelte Welt genauso wie der industriell-bürgerliche Lebensstil der selbstverständlichen Teilnahme am kostbarsten Komfort der Zeit. Also ein Privileg, das vordem der feudalen Aristokratie gebührt hat. Es gehören aber auch die Bildungsgüter dazu, Ergebnisse jenes Dienstes am säkularisierten Geist, Ergebnisse einer säkularisierten Kunst, die das bürgerliche Zeitalter des vorigen Jahrhunderts bis zur höchsten Blüte zu bringen vermochte.

5

So sehr sich nun gerade dieses letzte Bild dem Bewußtsein der heute lebenden Generation eingepägt hat, so entspricht es dennoch kaum noch der Realität der Gegenwart, existiert es doch nur noch in Rückzugspositionen.

Die bürgerliche Phase der Industrialisierung entwickelte sich auf der Grundlage einer extensiven Vermehrung industrieller Stellen, wobei die ungeheure Bevölkerungszunahme des vorigen Jahrhunderts allein dafür sorgte, daß alle neuen Arbeitsstätten auch immer wieder mit Arbeitern gefüllt werden konnten. Bei im wesentlichen ungelernter Arbeitskraft war es vor allem diese wechselseitige Vermehrung von Produktionsstätten und Bevölkerung, aus denen das Wachstum der gewerblichen Produktion erfolgte.

Mittlerweile jedoch ist das expansive Wachstum der Bevölkerung zu Ende gegangen. Die Fruchtbarkeit hält im wesentlichen nur noch den Bestand. Dabei ist die absolute Zahl der Arbeitsbevölkerung längst rückläufig, da die Ausbildungszeit in allen Berufen zunimmt, womit das Alter des Berufseintritts hinaufgeschoben wird, während andererseits durch zunehmende Frühinvalidität und weitere Gründe der Austritt aus der Erwerbsperiode immer frühzeitiger erfolgt. Schon lange ist die Steigerung der Arbeitsproduktivität, d. h. die vermehrte Leistung des einzelnen, zur wesentlichen Quelle geworden, aus der dennoch ein progressives Wachstum des Volkseinkommens möglich wurde. Die gleiche Ursache hat aber auch das soziale Zeitalter gebracht; denn im gleichen Ausmaß, wie der einzelne Mensch Bedeutung gewann, wuchsen ihm vermehrter Lebensstandard, Komfort und Sicherheit zu. Im gleichen Sinne wandeln sich nun die Städte. Ihre Zentren werden als Wohnviertel geräumt, bei dem, was man Citybildung nennt, werden in der Mitte Verwaltungskomplexe zusammengedrängt, breiten sich Warenhäuser aus.

Solche Stadtkerne werden von den Menschen erst am Morgen betreten und zum Feierabend wieder geräumt, und die modernen Transportmittel sorgen dafür, daß das private Wohnen sich immer weiter von der Arbeitsstätte entfernen kann. Diese Wanderung an die Peripherie ist längst nicht mehr ein Privileg, sondern ein Massenvorgang, und immer mehr Menschen, die nicht eigentlich Städter waren, finden ihre Beschäftigung in der Stadt. So wird der eigentlich moderne, städtisch Beschäftigte zum Pendler in immer größeren Entfernungen.

Gibt es nun überhaupt noch privilegierte Familien, die ihr Privileg über Generationen hinweg mit Sicherheit erhalten können? Wenn es sie noch gibt, so in abnehmender Zahl, weil die Eigentümerfunktion im Kapital in vielfache technisch und kommerzielle Funktionen aufgespalten wurde und die Verfügung über das Kapital sich vom Eigentum löst. Leitende Direktoren sind erst im Lebensablauf eines auf unterer Stufe begonnenen Lebens in höhere Positionen aufgestiegen, in Tätigkeiten und Aufgaben, zu denen früher nur das Eigentum berechtigte. Und wo der Eigentümer noch die Verfügungsgewalt behalten hat, wird er dennoch von einer ganzen Hierarchie von Verwaltung gelenkt und überwacht. Die Sozialisten bemühten sich über Generationen hindurch, die Macht des Bürgertums zu brechen, haben aber in den alten Gebieten des Kapitalismus nicht einen Bruchteil davon vermocht, was das Bürgertum selbst zu seiner Zerstörung geleistet hat, als es seine Stellen an die eigenen Angestellten abtrat.

Die immer mehr den Konsumwünschen breiter Schichten dienende Produktion wächst zuletzt auch in das flache Land hinaus. Erst die Elektrizität, dann das Öl als neue Energiequellen haben eine Auflockerung der Standortwahl ermöglicht; die künftigen Wirkungen der Atomenergie in gleicher Richtung sind noch kaum abzusehen. Elektromotoren und neue Maschinen erzeugen neben Riesenproduktionsstätten die moderne Industrielandschaft, die keinen Bruch mehr kennt zwischen Stadt und Land, sondern den organischen Ausgleich findet. Nach der ersten Phase jener gigantischen Land-Stadt-Wanderung hat längst die Gegenbewegung eingesetzt: das Land wird fortlaufend mit neuen Berufen, neuen Beschäftigungsstätten angereichert. Seit der Mitte der zwanziger Jahre sind in Deutschland auch die absoluten Ziffern der in der Landwirtschaft Beschäftigten rückläufig, aber die Menschen bleiben auf dem Lande oder es wandern neue zu, und es sind heute nur etwas mehr als die Hälfte der auf dem Lande Ansässigen überhaupt noch in der Landwirtschaft beschäftigt. Je mehr kleine Produktionsstätten unmittelbar neben den alten Bauernhöfen entstehen, Zubringerindustrien in einem dichten Netz das Land umspannen, städtisch Beschäftigte ihren ständigen Wohnsitz auf dem Lande finden, verwischen sich auch im gleichen Ausmaß die einst scharfen Gegensätze zwischen Stadt und Land. Sicherlich werden auch in Zukunft Mammutstädte nicht verschwinden, werden Wolkenkratzer nicht abnehmen, sondern zunehmen. Wenn man aber

schon an die USA denkt, so vergesse man nicht, daß Los Angeles jünger ist als Manhattan. Die weit in die Landschaft ausgedehnte Stadt, mit kleinen Häusern in Gärten, eine Stadt, wie in einen Riesentpark hineingebaut, die die lebendige Natur nicht mehr zerstört, sondern pflegt, dürfte die Stadt der Zukunft sein.

Die Menschen sind in ihren Städten längst heimisch geworden. In soziologischen Untersuchungen hat immer wieder festgestellt werden können, daß die vielgenannte Einsamkeit des Großstädtlers mindestens im krassen Wortsinn nicht stimmt. Nachbarschaftsbeziehungen, Hilfen und gegenseitige Kontrollen sind genauso vorhanden, wie auch anderweitig in kleineren Siedlungen.

Wahrscheinlich wird nur die Seßhaftigkeit im alten Wortsinne, eines Verbleibens am gleichen Orte von Kindheit an, nicht mehr wiederkehren und sich immer mehr verlieren. Der Beruf allein ist für die Soziallage wenig kennzeichnend, viel wichtiger ist der Erfolg im Beruf geworden. Der Städter oder jeglicher Mensch in einer industriellen Beschäftigung beginnt in der Jugend neu an einem sehr individuellen Berufsstart. Im beruflichen Aufstieg wechseln dann die Stationen des Lebens von der Einzimmerbude in größere Wohnungen an vielen Orten, wobei das erstrebte Endziel dann das Einfamilienhaus sein kann — Ausdruck dessen, daß man es jetzt geschafft hat und endgültig geborgen ist. Ausdruck dafür sind aber auch die Sachen, die den einzelnen begleiten, und viel wichtiger, als sie es jemals sein konnten, und indem ihrer mehr wird, vermehren sie das Gefühl von Vertrautsein und Erfolg.

Ja, so wird es einmal sein:
Die Fabrik zu unsren Füßen
Muß uns als Gebieter grüßen
Und wir schreiten froh hinein.

Walzen, Räder, Transmission
Drehen sinnvoll ihre Kreise,
Summen eine neue Weise,
Singen einen hellen Ton.

Euch Maschinen, Gruß und Dank
Für das fleißige Bewegen!
Unsere eisernen Kollegen
Seid ihr, stählern stark und blank.

Eure Hebel, unser Hirn,
Eng vereint zu großen Taten,
Lassen eine Welt geraten ...
Eure Kräfte, unsre Stirn! BRÖGER

Zwischen Hölle und Hochschule

Es soll hier nicht die Rede sein von der Hölle, die den Menschen früherer Zeiten Angst und Schrecken einjagte, sondern von der großen Erdölraffinerie, die sich südlich Heide auf dem Gelände erhebt, das von alters her als Hölle bezeichnet wurde. Und es soll hier nicht die Rede sein von der Hochschule im allgemeinen, die uns Zugang verspricht zu den höchsten Stufen moderner Geistesbildung, sondern von der Hochschule in Lunden, die man Dithmarscher Landesschule nennt, und die zu den Volkshochschulen gerechnet wird, die Dänemark zu so hohem Ansehen gebracht hat. Und von dieser zuerst.

1

Als 1918 die Welt von gestern im Tiegel des großen Krieges zerschmolzen war, stand die Jugend schon seit einem Jahrzehnt vor den Türen der Amtsstuben und Kabinette, vor den Schulen und vor den Türen der Gesellschaft und drängte sich mit neuen Ideen hinein. Sie wollte Schluß machen mit gottgewollten Abhängigkeiten und Unwahrhaftigkeiten. Sie forderte freie Bahn für den Tüchtigen, und weil man wußte, das Wissen Macht war, wollte man Demokratisierung des Geistes und Zugang zu den höchsten Gütern der Nation für alle. Die allgemeine Grundschule wurde eingeführt und sollte allen Kindern des Volkes gleichen Start geben für die Laufbahn des Lebens. In einem freien Bildungswesen wollte man der älteren Generation Gelegenheit bieten, nachzuholen, was ihr bisher vorenthalten war.

Aber die Jugend hatte nicht nur Kritik geübt an den *Bildungsmöglichkeiten* der gestrigen Welt, sondern auch am *Bildungsinhalt*. Sie meinte, er sei weithin einer fremden Welt entnommen und ginge an den Wesensbedürfnissen des Lebens vorbei. Die Welt des Volkes solle Ausgang und Ende aller Schulung sein. So suchte und sammelte man die Volkslieder, Volkstrachten, Volkssagen und Volkstänze. Man richtete Volksbüchereien und Volksbühnen ein, und im Mittelpunkt des Ganzen sollte die Heimat stehen mit ihrer Vergangenheit, ihrer Entwicklung, ihren Möglichkeiten und ihren Unabänderlichkeiten. Heimatdienst sollte nach den Richtlinien höchster Behörden nunmehr Pflicht und Aufgabe sein für alle Bildungsanstalten, von der Grundschule bis zur Hochschule.

Nirgends schienen die Bedingungen solcher Arbeit günstiger zu liegen als in Dithmarschen. Ein engumgrenzter, aber genügend großer Raum, im Süden, Norden und Osten durch Elbe, Eider, Sumpf und Wald von seinen Nachbarn

getrennt und im Westen gleichzeitig bedroht und geschützt von der wilden See, hatte bis in die Neuzeit seine politische Freiheit und altgermanischen Ordnungsformen bewahrt. Das Land hatte sich freilich der Welt draußen nie verschlossen, sondern fremdes Gut übernommen, wo es sich bot, aber so eingeschmolzen, daß es Heimat wurde. Jahrhunderte hindurch hatten die Dithmarscher trotzdem sich fremder Eroberer wehren müssen und im Jahre 1500 bei Hemmingstedt das große Heer der Dänen und Holsten samt der Schwarzen Garde vernichtet. Ein stolzes Bewußtsein eigener Art und großer Vergangenheit lebt darum heute noch in den alten Dithmarscher Familien, aber auch in denen, die von draußen hereinkamen und sich schnell daran gewöhnten, Dithmarscher zu sein.

Solches Heimat- und Stammesbewußtsein für die Bildung auszunutzen, mußte für die, die die Heimatschule wollten, verlockend sein.

Zwei junge Landräte hatten im Jahre 1919 die Verwaltung der beiden Kreise Dithmarschens übernommen und griffen beide mit Leidenschaft die neuen Aufgaben an. Dr. Pauli in Meldorf sammelte um den Heimatgedanken bildungsfreudige Bauern zu Wochenendlehrgängen, und Dr. Kracht in Heide wußte der Sache eine Heimstätte zu schaffen in den verlassenen Räumen der Präparandenanstalt in Lunden. Nach dem Muster der dänischen Volkshochschulen, deren wir vor dem ersten Kriege einige in Schleswig-Holstein hatten, schuf er hier eine Schule eigener Art, die man zurückhaltend, aber betont „Dithmarscher Landesschule“ nannte. *Sie sollte lehren, die Aufgaben des Lebens in der Heimat zu sehen, sie sollte Verantwortung wecken für ihre Erfüllung, und sie sollte Wege zeigen zu ihrer Lösung.*

Aber solche Konzentration auf den eigenen Raum sollte keinesfalls bedeuten, daß man die Abhängigkeit von der weiten Welt verkannte. Wie bereits erwähnt, hatten die Dithmarscher von alters her schon Beziehungen nach draußen angeknüpft, und heute führen breite Brücken die Fremde herein und das Eigene hinaus. Aber die Auseinandersetzung zwischen beiden konnte und sollte hier am überschaubaren Beispiel bildend betrachtet werden.

Die Gründer der neuen Schule übersahen auch nicht, was schon früher in dieser Richtung geschehen war und immer noch geschah. Da arbeiteten seit langem schon die Heimatmuseen in Meldorf und Heide am Sammeln des historischen und vorhistorischen Kulturguts. Da war die Hebbelgesellschaft in Wesselburen und die Klaus-Groth-Gesellschaft in Heide. Da waren Frenssen und Bartels, die das heimatliche Stammestum in Romanen und Erzählungen dem Volke nahegebracht und künstlerisch verklärt hatten. Da hatten seit undenklichen Zeiten Bauern, Pastoren und Lehrer umfangreiche Chroniken, Geschichtswerke und heimatkundliche Bücher geschrieben, die Ausdruck des Heimatsinns vergangener Jahrzehnte waren und reiche Nahrung boten für den, der an der Heimat wachsen

wollte. Da lebten Bachmann, Groß und Graba unter uns, die bewußt ihre Heimat im Herzen trugen. Man hatte auch schon Anfänge und Versuche gemacht, das Heimatliche in die Wirtschaft des Ländchens einzubeziehen. Da gab es die Museumsweberei in Meldorf, die Motive der Vergangenheit dem modernen Empfinden anzupassen versuchte. Da belebte man die von alters her betriebene Handtöpferei in Tellingstedt in gleichem Sinne. Und wo dies Bestreben nicht so offen zutage trat oder sich nicht verwirklichen ließ, suchte man doch die Verbundenheit mit dem Land und dem Stamm durch Wort und Namen zu betonen und gab so ein gewisses Bekenntnis zu dem ab, was hier längst war und nun in der weiten Welt als etwas Besonderes galt.

Alles das sollte nicht übersehen, sondern an die Schule herangeführt oder aufgesucht werden, um das Gesamte der heimatbildenden Kräfte wirken zu lassen.

So tat sie ihre Pforten auf für junge Männer und junge Mädchen des Volks ohne Ansehen des Berufs oder der schulischen Vorbildung oder des Könnens. Es sollte keine Auslese sein auf Grund irgendwelcher Zeugnisse, sondern eine Stätte, wo sich in freier Entwicklung die Ansätze für eine Auslese durch das Leben bilden konnten. Die jungen Menschen kamen aus den Bauernhäusern, den Arbeiter-, Handwerker- und Kaufmannsfamilien und aus den Reihen der Fischer in Büsum. Es waren darunter solche, die durch die höhere Schule gegangen waren und schon die Reifeprüfung abgelegt hatten, und solche mit dem Abschluß der Volksschule, und nicht nur aus Dithmarschen, sondern auch aus dem übrigen Schleswig-Holstein, aus Nordschleswig, von südlich der Elbe und aus dem deutschen Ausland.

Irgendwie aber neigten sich alle vor der Heimat der Dithmarscher und nahmen Antrieb mit, die Mitte ihrer eigenen Welt zu suchen.

Es war kein leichter Anfang. Das Neue wurde von vielen mit Mißtrauen betrachtet und von anderen in offener Feindseligkeit bekämpft. Aber aus bescheidenem Beginn schuf der Gedanke sich immer breiteren und festeren Boden, bis 1933 der Umbruch kam. Nicht als ob der nationalsozialistische Staat von Heimat und Volkstum nichts wissen wollte, aber Blut und Boden wurden zur Doktrin, und der freien Entwicklung wurde durch uniformierten Druck ein Ende gemacht. Was eben sich zu entfalten begann, wurde im Sturzbad der Oberflächlichkeiten erstickt. 1936 wurde die Schule geschlossen und der letzte Rest freier Volksbildung begraben.

Zehn Jahre später war das Dritte Reich zerstorben und das deutsche Volk stöhnte im Abgrund. Die Landesschule ward Lager für Flüchtlinge. Aber nach ein paar Jahren beginnt das Chaos sich wieder zu ordnen. Auch die Landesschule macht neue Ansätze, und heute befindet sie sich wieder in hoffnungsvollem Aufstieg.

Das amtliche Klima ist inzwischen der Erwachsenenbildung günstiger geworden

als 1920, wo absolutes Neuland zu bearbeiten war. Aber die Zeit schreitet unwiderrufflich weiter und das Rad des Geschehens läßt sich nirgends zurückdrehen.

Die Begeisterung von einst für heimatliche Volkstrachten, Volkstänze, Baustile und Spinnstuben ist verfliegen, mag hier und da noch einmal aufflackern, im übrigen welkt sie unwiderrufflich dahin. In den Büchereien fordert man Romane, Reiseberichte und Fachliteratur, kaum noch einiges über Heimat und Geschichte. Das Dithmarschen von 1950 ist nicht das von 1920 oder 1932. Das Rasseln der Traktoren und Mähdrescher kündigt eine neue Zeit, und aus der Landschaft erheben sich in der Nähe des Schlachtfeldes von Hemmingstedt die Türme und Tanks der DEA, der Deutschen Erdöl-Aktiengesellschaft, mit der modernsten und größten Erdölraffinerie Nordeuropas, Zeugnis des deutschen Wirtschaftswunders der Nachkriegszeit.

Heimat und Bildung leben im Schatten heimatloser Industrie und nähren sich von den Brosamen, die von ihrem Tische fallen. „Niemand fragt heute noch“, sagte vor kurzem der Vorsteher einer Sporthochschule in Dänemark, „ob jemand eine Volkshochschule besucht hat oder nicht.“ Man will „Abschluß“ und „Berechtigung“, um Geld zu verdienen. Viele Millionen Menschen hat man aus der Heimat vertrieben. Andere Millionen verlassen sie „freiwillig“. Die erbarmungslose Politik der großen Räume fragt nicht danach. Und doch spricht man vom Recht auf Heimat heute mehr denn je, und nie haben soviel Menschen das Wort des heimatlosen Nietzsche in ihrer Verlorenheit so nachempfinden können wie heute: Weh dem, der keine Heimat hat!

Jenseits allen Erdöls, aller Technik und Wissenschaft und aller Aktien liegt die Sehnsucht aller Kreatur nach einem Ruhepunkt des Seins, den nur die Heimat geben kann. Ihre Gestalt mag sich wandeln, ihr Wesen wird auch im Schmelztiegel der Zeit nicht untergehen. Darum wird auch für Heimatdienst und Heimatvereine, Heimatdichtung und Heimatmuseen und auch für die Dithmarscher Landesschule der Boden immer da sein.

2

Es sind gerade hundert Jahre her, daß man auf der Feldmark der Hölle beim Brunnenbau auf eine pechhaltige Erdschicht stieß. Bei weiteren Nachprüfungen stellte man fest, daß in größeren Tiefen sich erdöhlhaltige Kreide befindet. An einigen Bohrstellen sickerte das Öl als dickflüssige Masse soweit herauf, daß man es schöpfen konnte, und da man es für andere Zwecke nicht verwendbar fand, benutzte mancher Bauer es als Wagenschmiere.

Erst als Deutschland im ersten Weltkriege von der Ölfuhr von außen abgeschnitten war, ging man daran, die Vorräte aufzuschließen. Man brachte einen etwa 80 Meter tiefen Schacht ein, förderte die öhlhaltige Kreide bergmännisch

zutage. Sie wurde erhitzt und das Öl herausgetrieben. Den verbliebenen Kalk verwendete man für die Herstellung von Kalksandsteinen, die, nach nah und fern versandt, beim Bau von vielen Häusern Verwendung fanden. —

Die Hölle aber mit ihren gekreuzten Hämmern ging ein in das Dithmarscher Heimatbewußtsein und bedeutete eine spürbare Bereicherung seines Inhalts. Die Belegschaft setzte sich weithin aus einheimischen Arbeitern zusammen. Die aus der Ferne herbeigerufenen Fachkräfte paßten sich weithin der Umgebung ein, und einer ihrer Architekten ist einer der besten Kenner und Deuter Dithmarscher Landschaft und Art geworden.

Krieg und Inflation gingen zu Ende. Die Schlagbäume an den Grenzen hoben sich wieder, auch für das Öl der Welt. Der Abbau auf der Hölle lohnte sich nicht mehr und hörte nach und nach auf, auch die Herstellung der Kalksandsteine.

Dann kam das Jahr 1933 mit dem Programm der geistigen und wirtschaftlichen Autarkie. Der Bedarf an Öl aber wurde immer größer, und die deutschen Produktionsstätten konnten ihn bei weitem nicht decken. Notgedrungen tastete man mit neuen Geräten die deutsche Erde nach weiteren Ölvorräten ab, und das Ölgebiet der Hölle erweiterte sich nach Norden bis Heide und nach Süden über Meldorf hinaus.

Weithin im Gelände wuchsen Bohrtürme aus der Erde, und bald sah man hier und dort die nickenden Pumpen, die aus Tiefen bis zu 1200 Metern das Öl heraufholten und durch ein Rohrsystem zur Hölle lenkten, wo eine neue große Raffinerie angelegt wurde. Die Ausbeute wuchs von Jahr zu Jahr, und durch neue Anlagen pumpte man das Öl bis zu den Schiffen im Kanal bei Brunsbüttelkoog.

Der zweite Weltkrieg kam; und Tausende von Bomben vernichteten, was man in wenigen Jahren geschaffen hatte. Aber auch dieser Krieg ging zu Ende, und was an brauchbaren Anlagen noch vorhanden war, wurde auf Geheiß der Engländer demontiert, mitsamt den Leitungen nach Brunsbüttelkoog.

Doch die Allianz zwischen West und Ost zerbrach sehr bald. Der Kalte Krieg folgte, mit dem Einbau Deutschlands in das Westsystem. Die Rohrleitung nach Brunsbüttelkoog wurde erneuert und die Einrichtungen der Hölle in neuem Glanz wieder aufgebaut.

Silbern blinken sie an Sonnentagen hinaus in die Landschaft, und am Abend strahlen tausend Lichter hinein in die Nacht bis zum Morgen, und oben züngelt ununterbrochen die Flamme der abgeleiteten Gase. Nicht nur das Öl des eigenen Bodens wird heute hier gesammelt, gereinigt und verarbeitet, sondern auch das der anderen Ölgebiete des Landes. Hunderte von Tankwagen warten auf dem neu geschaffenen Bahnhof auf die Ölfracht, die sie in langen Zügen hinausfahren in die Welt. Die Lastwagen aus Dänemark rollen alle Tage mit schwerer Fracht nach Norden. Ein ganzer Schwarm von Fabrikhäusern und Wohngebäuden ist in Hemmingstedt entstanden, zieht sich die Straße entlang nach Norden und reicht

der Stadt Heide schon die Hand.

Eine neue Welt ist entstanden, in der das Einheimische nicht mehr sichtbar wird. Wohl findet nach wie vor mancher Arbeiter aus Dorf und Stadt hier seinen Verdienst, aber durchpulst wird das Ganze von einem Geist, der spürbar nicht in Dithmarschen gewachsen ist. Die Geologie, die Physik und die Chemie der wissenschaftlichen Institute und die Technik der Hochschulen im In- und Ausland haben hier ihr Anwendungsfeld gefunden und nötigen jedem Staunen ab, der ihnen nahekommt.

Was dort heute in Erscheinung tritt, ging hervor aus letzter wissenschaftlicher Abstraktion, erdacht im Zusammenspiel der Geisteskräfte aus aller Welt, hier in Dithmarschen auf einen Brennpunkt gesammelt, der nicht mehr Dithmarschen ist. Triumphierend erhebt sich die Technik über die Natur, und ein unangenehmer Dunst von überhitztem Öl legt sich bedrückend über die Wiesen und Äcker. Du nimmst ihn im Wagen mit, wenn Du vorbeifährst.

Die Heimat hat einen anderen Geruch bekommen.

Freilich, die Museen in Heide und Meldorf und die Hebbel- und Klaus-Groth-Gesellschaft arbeiten wie früher, ja noch eifriger, und die Dithmarscher Landesschule ist auch wieder da. Aber die Hölle hat sich weit darüber hinausgehoben. In großen roten Buchstaben steht über ihr am Eingang DEA (Deutsche Erdöl-Aktiengesellschaft). Aber es stecken darin nicht nur deutsche Aktien, sondern auch die des Marshallplans, und das Ganze steht im Dienst der vereinten Nationen der ganzen Welt

3

Die Welt spricht heute viel von der Koexistenz unvereinbarer Prinzipien und von Toleranz gegenüber dem Andersartigen und bekundet damit ihr Unvermögen zur inneren Bewältigung beider. Hier handelt es sich um Heimat und Fremde, um Realien und Abstraktion. Sie sind unvermeidbar, wenn man sie nur im Gegensätzlichen gegenüberstellt. Alles aber ist Übergang. Zu allen Zeiten, hörten wir schon, drang Fremdes in Dithmarschen hinein, wurde zuerst als fremd empfunden und abgewiesen, um dann doch eingefügt und zu einer Bereicherung des Eigenen zu werden. Mit Wissenschaft und Technik ist es nicht anders. Es gibt keine Abstraktion ohne Anschauung. Sie ist das Fundament aller Erkenntnis, und auch die dünnste Abstraktion hat nur einen Sinn, wenn sie zum Gegenstand zurückfindet. Wie in den zwanziger Jahren die Techniker der Hölle zu hervorragenden Deutern der Landschaft wurden, darf man auch heute Hoffnung haben, daß weitergetriebene Wissenschaft, die den Boden in seiner Tiefe durchschaut, der Gesamtheit des Raums sich annehmen wird. Andererseits ist Staunen immer der Menschheit bestes Teil gewesen, und der Sinn für das Unbegreifliche steht also still vor dem Phänomen der heutigen Hölle, wie vor dem

Wachstum alles Lebendigen und wie vor den primitiven Künsten des Hexenmeisters in Sarzbüttel.

Dies Staunen vor dem Unergründeten und Unergründlichen fehlt aber auch dem nicht, der sich zu höchster Abstraktion durchgerungen hat. Der erfolgreichste Forscher weiß, wieviel Ergebnisse er glücklichen Zufälligkeiten verdankt und wieviel Unerforschtes noch vor ihm liegt.

Die Kluft zwischen den Menschen der reinen Wissenschaft und denen, die in ihrem Denken an das Dingliche gebunden sind, kann nur überwunden werden, wenn beide sich im Staunen vor dem Unbegreiflichen begegnen, wenn die einen das Wort haben, es auszusprechen, und die andern das Ohr, es zu hören. Das aber dürfte die Aufgabe einer Dithmarscher Landesschule sein, heute wie einst. Hölle und Hochschule werden sich finden müssen, und dann werden die roten Buchstaben über der Hölle nicht mehr Deutsche Erdöl-Aktiengesellschaft bedeuten, sondern Dithmarscher Erdöl-Anlagen.

4

Aber es sollten in diesem Grenzfriedensheft nicht Gedanken gedacht werden für Dithmarschen, sondern für das Grenzland. Dithmarschen ist hier nur das Anschauungsbeispiel für etwas, was in unseren Tagen sich überall auf der Welt vollzieht, wo Bodenständiges und Fremdes sich begegnen. Oft kommt es dabei zu Katastrophen, die den ganzen Erdball erschüttern, und an anderen Orten zu langsamen Umstellungen, die neue Formen heraufführen und alte dem Vergessen überliefern.

Für einen Kreis, der sich mit Grenzlandverhältnissen beschäftigt, handelt es sich darum, wie diese neue Welt sich auf die Völker auswirkt, die sich hier in den Minderheiten begegnen. Es ist der scheinbar unvereinbare Gegensatz der Nationen, der seit einem Jahrhundert die Völker Europas gegeneinander aufstehen ließ, daß sie auf Leben und Tod sich bekämpften. Im Zeitalter der Technik, des Verkehrs und des umfassenden Handelsaustausches, ja selbst der Kriege, werden sie durcheinandergewürfelt und zusammengebracht, daß sie sich kennenlernen und zu der Erkenntnis kommen, daß sie durch gegenseitige Vernichtung nichts gewinnen, sondern nur durch gegenseitigen Dienst ihr Leben erhalten können, und daß der Gemeinsamkeiten mehr sind als Unterschiede. Das ist das eine.

Das andere aber ist dieses: Die volkliche Eigenart wächst am eigenwilligsten in den Bevölkerungsteilen, die dem Boden am engsten verbunden sind, im Bauerntum. Alles, was im Handwerk und vor allem im Handel zu tun hatte, war volklich labiler und anpassungsfähiger. Da nun der Anteil des bodenständigen Bauerntums im Verhältnis der übrigen Bevölkerung ständig zurückgeht, da weiter das Bauerntum von heute viel mehr in den Handelsprozeß hineingezogen wird als

früher, auch hineingezogen wird in die immer stärkere Technisierung der Welt, wandelt sich auch hier die Einstellung zu den nationalen Dingen. Die Spannung zwischen den Völkern gleicht sich allmählich aus. Deutschland und Frankreich haben sich über die Saar einigen können, Österreich und Italien über Südtirol und Deutschland und Dänemark über Nordschleswig. Nur die Kreise, die in schwindenden Gefühlen sich noch bewegen, die Altes festhalten wollen und sich krampfhaft bemühen, den Unfrieden zu erhalten, wehren sich. Jeden sein lassen, was er will, und jedem das lassen, was er hat, das sind die Grundsätze, nach denen ein Zusammenleben allein sich noch ermöglichen läßt.

Im Schmelztiegel der Zeit werden die Gegensätze alle langsam weicher, ohne zu verschwinden. Neben dem Unterschiedlichen finden sie das Gemeinsame, das sie bindet und sie über sich selber hinauslebt. Das trifft die Völker, das trifft die Gesellschaftsschichten und auch die Minderheiten und ihre Herbergsstaaten.

Die Staaten werden erkennen, daß die Minderheiten für sie eine Bereicherung bedeuten, und die Minderheiten, daß sie ohne die Herbergsstaaten nicht sein würden.

DEO GRATIAS – DEA GRATIAS

Letz Dag hett en Buer mal de Masch besöcht, und en Dithmarscher Buer föhrt mit em in sien Opel-Rekord. Un he kreeg ja aliens to sehn: de Zuckerfabrik, de Kohlschünen, den Mercedes-Koog (ik heff vergeten, wokeen dat is) — un he kreeg en barg to weten. Toletzt, so in'n Düstern al, keemen se ja öwer de Dusenddüwelswarf nah de Hüll mit de grote Crack-Anlag. Daghell weer't von all de Lichter bi de DEA. En Rohr ragt dar hoch in de Luft, un haben in de Spitz, dar brennt so'n blaue, ewige Flamm un flackert in'n Wind. „Kiek“, sä de Dithmarscher, „hier stickt de lewe Gott sik sien Zigarr an!“ Do lach de anner — de hett so'n beten Latinsch kunnt, is aver lang keen latinschen Buer — un meen: „Denn seggt ji hier nu wull ok ni mehr Deo gratias (Gott sei Dank!), denn seggt ji nu wull DEA gratias!“ Patient Volkstum? Ah, Snack! Hör di man mal üm, he warrt die wull noch mehr verteilen, wosüek em to Mot is.

HINRICH KRUSE

Vom Gesamtstaat bis Danfos

Das alsische Märchen, wie man das phantastische Aufblühen der Danfos-Fabrik um das kleine Dorf Elsmark bezeichnen muß, als ein Beispiel für die wirtschafts- und bevölkerungsmäßige Entwicklung in Nordschleswig hinzustellen, ist völlig abwegig. Ebenso zwecklos wäre es, Vergleiche zwischen dieser lokal geprägten Entwicklung und dem kulturellen Leben anzustellen. Hierüber könnte man nur Prophezeihungen aussagen. Das trifft auch für einen Versuch zu, sich mögliche Ausstrahlungen von dieser schönen Insel, deren Nordspitze nun im Begriffe ist, sich ein Industriegewand anzulegen, vorzustellen. Man soll mit dem Wahrsagen vorsichtig sein, und besonders über die Zukunft, wie ein bekannter dänischer Humorist gesagt hat. Es fragt sich dann, ob man die Entwicklung, die stattgefunden hat, als ein Symbol und möglicherweise als Fingerzeig dafür ansehen kann, wie die Zukunft sich formen und dem Grenzlande das Gepräge geben wird. Und wie steht es dann mit der Kultur?

Aber betrachten wir kurz das Märchen, das von Ingenieur Mads Clausen aus ganz winzigen Anfängen in seines Vater Klüterkammer entwickelt wurde. Er fing ganz klein mit der Herstellung der sogenannten Thermostate und anderer Kleingeräte an, jedoch beschäftigte er 1945 in seiner Fabrik 193 Arbeiter und Angestellte, und heute 2300, Direktoren und Abteilungsleiter einbegriffen. Die Fabrik erstreckt sich nun über ein großes Areal, und die Besiedlung, die zwecks Wohnbeschaffung für die mit der Fabrik verbundenen Menschen und Familien stattfand, hat die Landschaft ganz verändert. Südlich von Nordborg See ist eine ganz neue Stadt, die den Namen Langesø erhalten hat, aus dem Erdboden gewachsen. Arbeiterwohnungen umgeben die ganze Fabrik und erstrecken sich fast ganz bis Nordborg. Große Wohnungskomplexe sind südlich dieses Fleckens errichtet, und man ahnt schon heute die Konturen einer ganzen „Danfos-Stadt“. Der Betrieb wird sogar bald über die Grenze hinausgreifen, indem Mads Clausen im Randgebiet Flensburgs ein Areal von sechs Hektar, wo er einen neuen Fabrikkomplex zu errichten gedenkt, erworben hat.

Viele der Danfos-Arbeiter werden von Sonderburg und von mehreren alsischen Dörfern zur Fabrik befördert, was den Verkehr auf den Landstraßen außerordentlich vermehrt hat, aber es werden sich sicher immer mehr ansiedeln, indem die Fabrik den Arbeitern, die selber eine passende Summe gespart haben, zu erträglichen Bedingungen bei der Beschaffung einer Wohnung behilflich ist. Die neuen Siedlungen mit entsprechendem Zuzug bedingen, daß neue Schulen

errichtet werden müssen, und was das alles sozial und steuerlich bedeutet, ersieht man aus den großen Lohnsummen, die die Fabrik auszahlt. 1955 beliefen sie sich allein für die alsischen Arbeiter und Angestellten auf 21,8 Millionen Kronen. Die vielen kleinen Teile jedoch, insgesamt über 2200, die an jedem Tag nach Sonderburg und von da in aller Herren Länder transportiert werden, verkörpern in einem einzigen Lastwagen einen Wert von Millionen.

Es ist ein Märchen, wenn man sich vorstellt, daß ein solcher Betrieb sozusagen auf bloßem Felde, wo alle möglichen modernen technischen Hilfsmittel zu Hilfe genommen wurden, entstanden ist.

Zwar hat sich der Arbeiterstab aus Verlagerungen innerhalb des eigentlichen Inselgebiets ergeben, was allerdings einen Mangel an landwirtschaftlichen Arbeitskräften zur Folge hatte, und deshalb hat die Fabrik nicht einen so großen Anteil an der Bevölkerungszunahme auf Alsen, wie man annehmen sollte. Sie belief sich in der Zeit von 1945 bis 1955 auf 5160 Personen, aber obwohl Kreis Sonderburg im Augenblick den niedrigsten Geburtenüberschuß von allen nordschleswigschen Kreisen aufweist, wird die Einwohnerzahl unbedingt mit den Jahren stark anwachsen.

Doch kehren wir von dem alsischen Märchen zur Wirklichkeit zurück, und wenden wir unseren Blick der allgemeinen Entwicklung in Nordschleswig, wirtschaftlich, bevölkerungsmäßig und in begrenztem Umfange außerdem kulturell, zu. Aber zuvor ist die Frage begründet: Wie wird sich diese Gemeinschaft — die Danfos-Gemeinschaft — nach und nach in kultureller, völkischer und nationaler Hinsicht entwickeln? Wird es sich wie im folgenden geschildert gestalten?

Die geistige und materielle Entwicklung durch das 19. Jahrhundert und bis zum heutigen Tag ist in Nordschleswig wie überall parallel gelaufen. Man hat von einer Wechselwirkung zwischen dem kulturellen Einfluß und dem wirtschaftlichen Aufschwung, der seine deutlichen Spuren hinterlassen hat, gesprochen. — Als Holstein 1806 in den dänisch-nordischen Gesamtstaat einverleibt wurde, ging der mit Ochsen bespannte Räderpflug noch über die nordschleswigschen Felder, in der Marsch erntete man noch mit dem Segel, man hatte an einigen Orten mit der Mergeldüngung des Bodens begonnen, aber der Ertrag pro Hektar war sehr bescheiden. Die Bauernbevölkerung war jedoch wirtschaftlich sehr verschieden gestellt. Es gab reiche Marschbauern und arme Bauern auf dem mageren Boden des Mittelrückens. Die Wohlhabenden besaßen, worauf ihr ganzes Auftreten hindeutete, eine eigenständige Kultur, u. a. durch ihre Teilnahme an der lokalen Verwaltung erworben. Nationale Auseinandersetzungen kannte man noch nicht. Man war, auch in den südlichsten Gegenden, wo die deutsche Sprache eingedrungen war, gut königlich patriotisch. Das galt auch in den Städten, von denen Flensburg die einzige Industriestadt des Herzogtums war, und hier befanden sich auch Bürger, die ein beträchtliches Kapital gesammelt hatten. Im

Vergleich mit ihnen waren die Handwerker und Kaufleute der nordschleswigschen Städte weitaus schlechter gestellt. Das geht aus der Tatsache hervor, daß, während in Flensburg 124 Bürger zur Zahlung von 100 Mark Kontribution herangezogen wurden, der wohlhabendste Mann in Hadersleben nur 100 Mark oder 28 Reichsthaler bezahlte. Denn diese Stadt, obwohl sie seit alter Zeit durch ihre Lateinschule eine gewisse Bedeutung hatte, stand still. Der Handel ging zurück, und die Schifffahrt hatte völlig aufgehört. Christiansfeld mit seinen vielen industriellen Anlagen war eine nicht ganz ungefährliche Konkurrenz geworden, der Hafen und die Förde waren unbefahrbar geworden. Und die Bauern gingen um die Stadt herum nach Apenrade und Flensburg. Im Gegensatz hierzu waren Apenrade und Sonderburg ausgeprägte Seefahrtsstädte, während die Haupteinnahmequellen Tonderns der Viehhandel und der Kornexport, aber auch etwas Textilindustrie waren, wodurch 200 bis 300 Menschen beschäftigt wurden. Es muß aber unter allen Umständen erwähnt werden, daß Tondern der Mittelpunkt des Klöppelspitzenhandels war. Beim Jahrhundertwechsel (1800) war die Herstellung dieser Ware jedoch auf dem Höhepunkt angelangt, aber es waren damals in ganz Nordschleswig 12 000 Frauen bei der Klöppelspitzenherstellung beschäftigt, und zu diesem Zeitpunkt verdiente das ganze Herzogtum mehr an geklöppelten Spitzen als an Ochsen.

Hiermit ist in Kürze der Hintergrund für die spätere Entwicklung aufgezeichnet. Es folgten Krisen, und später kamen die nationalen Zwistigkeiten hinzu. Aber es scheint für sie wie für alle Kriege zu gelten, daß die Museen während ihrer Dauer schweigen, und es scheint, daß unter solchen Verhältnissen auch eine Stagnation in der Industrie entsteht. Natürlich gab die Industrialisierung seit 1870 und danach auch dem Handwerk und dem Wirtschaftsleben das Gepräge, aber es entstanden in den vielen Jahren keine Industriebetriebe von Bedeutung in Nordschleswig, genausowenig, wie der Landesteil Dichter oder bildende Künstler gebar, während er doch in den Tagen des Gesamtstaates verschiedene berühmte Namen aufweisen konnte. Abgesehen von den Krisenjahren in den achtziger Jahren, hatte der nordschleswigsche Bauernstand wohl gute Verhältnisse unter der deutschen Herrschaft, jedoch die Städte stagnierten, und nach dem ersten Weltkrieg war Nordschleswig ein armer Landesteil geworden. In den folgenden Jahren mußte nicht zuletzt der Bauernstand gegen die Schwierigkeiten, die das Hinüberwechseln zu einer anderen Betriebsform mit sich führte, kämpfen; bedeutende Kapitalien gingen durch die völlige Auflösung der deutschen Markwährung verloren, und dazu kamen die Kriegsjahre. Aber dies alles ist nun ein überwundenes Stadium. Die nordschleswigsche Landwirtschaft ist nun der hochentwickelten dänischen Landwirtschaft als Ganzes ebenbürtig, die Städte sind bedeutend angewachsen, neue Häfen sind erbaut, neue Betriebe emporgeschossen, und der Landesteil hat heute ein Straßennetz, das sicherlich

das am besten ausgebaute ganz Dänemarks ist. Aber obwohl die Bevölkerungszahl in Nordschleswig seit 1921 um etwa 42 000 angewachsen ist, kann die Bevölkerungsdichte als Ganzes sich nicht mit derjenigen des übrigen Landes messen. Das geht daraus hervor, daß, während sich die Bevölkerungsdichte ganz Dänemarks 1954 auf 102,2 je km² und die Jütlands auf 65,9 je km² belief, sie in Nordschleswig nur 54,1 je km² betrug. Hier macht jedoch Kreis Sonderburg eine ganz deutliche Ausnahme, indem hier 108,1 Einwohner auf jedem km² wohnen, so daß hier die Bevölkerungsdichte über dem Landesdurchschnitt liegt.

*

Man ist also in Nordschleswig bevölkerungsmäßig dem übrigen Dänemark nicht ebenbürtig, und die Hauptursache liegt wohl an der fehlenden Bevölkerungsdichte auf dem Lande. Aber wie steht es dann mit der Kultur? Betrachtet man ihre verschiedenen Zweige, so hat auch die fachliche Ertüchtigung eine große Rolle gespielt. Es muß festgestellt werden, daß der wechselnde Einfluß, dem die nordschleswigsche Landwirtschaft ausgesetzt war, eine Rolle gespielt hat. Im 18. Jahrhundert lagen die Herzogtümer auf dem Gebiet der Landwirtschaft absolut an der Spitze, und erst viel später, als die dänische Landwirtschaft sich auf intensiven Betrieb umgestellt hatte, wurde das Verhältnis umgekehrt. Von dem gleichen Zeitpunkt an begann man auch in Nordschleswig, und das galt besonders für die nördlichsten Gegenden, dänische Zucht- und Anbaumethoden einzuführen, aber es galt natürlich die Regel, daß man sich den gegebenen Verhältnissen anpassen mußte. Außerdem war der schleswigsche Bauer von alters her konservativ und deshalb nicht besonders reformeifrig.

Man begegnet auf eine Weise derselben Tatsache auf geistigem Gebiet, indem man zwei Strömungen verfolgen konnte, wovon die eine größeres Gewicht auf heimatisch gebundene und schleswigsch geprägte Kultur legte, während die andere vor 1920 bestrebt war, die Tore für geistige und kulturelle Einflüsse aus dem Königreich offenzuhalten. Die Tatsache, daß die preußischen Behörden mit allen Mitteln diese Bestrebungen zu verhindern suchten, machte die Aneignung dieser Kulturgüter nur noch begehrenswerter. Trotzdem war es gewiß doch der alte schleswigsch-dänische Patriotismus, der in der deutschen Zeit die Mehrheit der dänischgesinnten Bevölkerung Nordschleswigs prägte. Dagegen waren es verständlicherweise diejenigen Männer und Frauen, die eng mit dem dänischen Geistesleben verbunden gewesen waren, die führend wurden und viel für die Verbreitung dänischer Kultur bedeuteten. Nachdem Nordschleswig eine dänische Provinz wie alle übrigen geworden ist und nachdem der weitaus größte Teil der Bevölkerung nur dänische Schulbildung genossen hat, ist die Entwicklung fast in gleicher Weise wie an anderen Orten im Lande verlaufen.

Es war typisch, daß der deutsch-dänische Gegensatz in den ersten zehn bis

fünfzehn Jahren nach dem ersten Weltkrieg auf politischem Gebiet sich vor allem in den wirtschaftlichen Problemen auswirkte. Aber fast gleichzeitig mit dem Eintreten der Landwirtschaftskrise fand ein Wettstreit auf kulturellem Gebiet statt. Von dänischer Seite errichtete man im eigentlichen Grenzgebiet eine ganze Reihe von neuen Versammlungshäusern, und in der Zeit von 1925 und drei Jahre danach wurden ebenfalls auf einem 15 bis 20 Kilometer breiten Gürtel südlich der dänisch-deutschen Grenze eine große Anzahl deutscher Schulen, Versammlungshäuser, Turnhallen, Kinderheime u. a. m. errichtet. Daß die Versammlungssäle südlich der Grenze die dänischen Versammlungshäuser als Vorbild genommen hatten, war natürlich für die dänische Initiative schmeichelhaft. Es war in der Zeit der Locarno-Politik, wo man deutscherseits den Grundsatz festgesetzt hatte, daß für die kulturelle Arbeit keine Staatsgrenzen existieren. Hätte man damals von einem Flugzeug auf die Gegenden beiderseits der Grenze herabblicken können, hätte man den Eindruck gewonnen, als ob sich von Norden und Süden dänische und deutsche Kulturstationen angesammelt hätten, so wie beispielsweise weiße Blutkörperchen herbeiströmen, um eine Wunde zu heilen. Es handelte sich in diesen Jahren um einen kulturellen Wettstreit. Eine rein objektive Betrachtung muß jedoch, ohne hoffärtig zu sein, zu dem Ergebnis kommen, daß die dänische volklich-kulturelle Arbeit der deutschen überlegen war, u. a. auch deshalb, weil ihr eine alte Tradition zugute kam. Andererseits muß auch erwähnt werden, daß die Bevölkerung, die in Südschleswig auf der Strecke entlang der Grenze von Flensburg herauf bis zur Nordsee wohnt, wo die alte dänische Volkssprache in weitem Umfange benutzt wird, nicht besonders empfänglich für kulturellen Einfluß, weder von dänischer noch von deutscher Seite, gewesen ist. Hier spricht man nicht von der Gesinnung, die wechselnd gewesen ist, sondern nur von der Haltung der Bevölkerung gegenüber den kulturellen Gütern, die geboten wurden. Übrigens wurden die Gemüter nördlich der Grenze fast gleichzeitig mit dem Beginn kultureller Bestrebungen deutscherseits südlich der Grenze von materiellen Problemen ergriffen. Nicht zuletzt nach dem Entstehen des Nationalsozialismus begann man deutscherseits mit der Agitation auf wirtschaftlichem Gebiet. Sie erreichte ihren Höhepunkt bei der Wahl zum dänischen Folketing 1939, da man alle Register zog, ohne das erhoffte Ergebnis zu erreichen.

*

Die Ereignisse unter Dänemarks Besetzung durch die deutsche Wehrmacht liegen außerhalb des hier zu behandelnden Themas, so daß es genügen muß, auf die Situation, wie sie jetzt nach Ende des zweiten Weltkrieges vorliegt, hinzuweisen. Mit der Loyalitätserklärung des „Bundes deutscher Nordschleswiger“ und der Anerkennung der Grenze ist es verständlich, daß die deutsche Minderheit eine veränderte Haltung einnehmen mußte, und sich im verstärkten Ausmaß den

kulturellen Aufgaben zuwandte. Das hat dazu geführt, daß man nur von einem friedlichen Wettstreit zwischen den zwei Nationalitäten in Nordschleswig spricht, aber um das Bild zu vervollständigen, muß einmal daran erinnert werden, daß die bevölkerungsmäßige Entwicklung seit 1920 verständlicherweise zu Gunsten der Dänen verlaufen ist. Infolge der Volkszählung 1950 waren in jenem Jahre 205 167 Menschen in Nordschleswig ansässig. Davon waren 164 019 in dem Landesteil geboren, 30 107 im übrigen Dänemark, 8 137 in Deutschland, 1 405 im übrigen Ausland, und von 1 499 fehlten Auskünfte. Schätzungsmäßig beläuft sich die deutsche Minderheit auf etwa 23 000 Personen, und nach den Stimmzahlen von der Folketingswahl 1953 gerechnet, sind davon etwa 18 000 im eigentlichen Grenzgebiet ansässig, während die übrigen 5000 über den Landesteil verteilt sind. Hiermit ist die natürliche Entwicklung, wie sie seit 1920 verlaufen ist, deutlich charakterisiert.

Was die soziale Entwicklung betrifft, verläuft sie wie im übrigen Dänemark und trägt zur Förderung einer friedlichen Entwicklung zwischen den zwei Nationalitäten bei. Es sind heute nicht wie in den Jahren 1925 bis 1929 in einem so ausgeprägten Maße die gegensätzlichen Kulturbestrebungen die sich an der Grenze begegnen, aber sie begegnen auch keinen Hindernissen.

Während die nordschleswigsche Landwirtschaft sich jetzt ganz auf dänische Betriebsmethoden eingestellt hat, ist von einer gleichmäßigen industriellen Entwicklung die Rede gewesen, jedoch nicht im eigentlichen Grenzgebiet, sondern auf dem hiervon abseits belegenen Alsen, wo die Fabrik „Danfos“, wie in der Einleitung erwähnt, ihre märchenhafte Tätigkeit entfaltet hat. Demgegenüber stehen die Bemühungen des Landes Schleswig-Holstein um die Landgewinnung und die übrigen Bestrebungen des „Programms Nord“. Wir befinden uns in einer neuen Epoche mit neuen Möglichkeiten und angesichts einer neuen, jedoch noch unbekannteren Entwicklung. Das gilt sowohl auf kulturellem wie auf materiellem Gebiet.

Heimat- und Volkstumpflege in der Kritik

Die Frage, die für diesen Beitrag vom Herausgeber gestellt worden ist, wird auf Wunsch des Verfassers am Schluß dieser Aufsatzreihe beantwortet — und zwar ohne daß er über die anderen Beiträge allzuviel weiß. Also kann nicht der Verdacht aufkommen, daß er den einseitigen Vorzug haben wollte, die Meinung der Gesprächspartner zu kennen, während für diese ungewiß bleibt, wie *er* argumentieren wird. Der Wunsch, den Schlußstrich sozusagen mit verbundenen Augen zu ziehen, mag vielmehr als eine taktische Ergänzung der sachlichen Behauptung verstanden werden, daß ein Mann, der sich den Fragen der Landeskultur, der ländlichen Kultur und der Volkstumpflege nicht erst seit heute völlig verschrieben hat, sehr wohl weiß, wie stark die Kritik ist, der die Vorstellungen, Meinungen und Arbeitsmethoden der Heimat- und Volkstumsarbeit ausgesetzt sind. Es ist beispielsweise, in überspitzter Form, denkbar, daß man sich ein abstraktes Bild in die Wohnung hängt, am *echten* amerikanischen Jazz Interesse hat, sich im übrigen überhaupt mit dem Zeitgeist auseinandersetzt und auch Beziehungen zur Soziologie sucht, trotzdem aber der Landschaftskultur, dem Heimatschutz und der Volkstumpflege verschworen ist. Der Verfasser vermag sich beispielsweise auf Grund eines langjährigen Kontaktes durchaus vorzustellen, was Erik Böttcher einige Seiten vorher geschrieben hat. Allgemein gesagt: die Kreise, die sich in Verbänden und Landschaftsbünden um die Heimatkultur bemühen, wissen genau, wo der wunde Punkt liegt, und daß sie heute einer Kritik standzuhalten haben, die nicht durch romantische Schwärmerei widerlegt werden kann, sondern nur durch geistige Anstrengung.

*

Das ist nicht nur hierzulande so. Überall ist es sehr leicht, sich mit jedermann darüber zu verständigen, was „Theater“ ist. Daß es Leute gibt, die Musik machen, ist allen anderen Leuten, die das nicht tun, durchaus bekannt, zumal sie es oft genug gegen ihren Willen hören müssen. Der Straßenbahnschaffner und der Fischer, der Hotelportier und der Barmixer wissen auch, daß man Bilder malen kann und daß man dies tut. Die Kenntnis davon, daß alles das gehandhabt wird, ist so verbreitet, daß sie in ihrer Banalität dem Wissen um das Vorhandensein von Schnürsenkeln gleicht.

Eine Stufe höher sind, in geringerer Häufung, aber immer noch in großer Menge, Menschen zu finden, die über jene Banalität des bloßen Wissens

hinausgekommen sind und eine Ahnung von der Art und dem nicht ausnahmslos, aber doch zuweilen sehr hohen Wert des Theaters, der Musik und der Malerei haben. Einigen von ihnen ist auch bekannt, daß man aus den Beständen und Geschehnissen, die dadurch sichtbar oder hörbar werden, Sammelbegriffe abgeleitet hat, um der Neigung des menschlichen Verstandes zur Einordnung und zum Überblick Genüge zu tun. Es gibt also „Musikkultur“ und „Theaterkultur“, es gibt „Bildende Kunst“ und „Kunst“ überhaupt. Nicht nur der Künstler, sondern jeder Praktiker und Organisator, Theoretiker und Kritiker in irgendwelchen Künsten bedarf nicht vieler Worte, um begreiflich zu machen, worin seine Tätigkeit besteht, zumal man in der Volkshochschul- und allgemeinen Bildungsarbeit seit dem Aufkommen der Arbeiterbildungsvereine, also seit einem Jahrhundert, emsig bestrebt ist, alle diese Dinge in die Breite wirken zu lassen.

Auch der Beruf eines Museumsassistenten ist leicht zu erklären. Sollte ein Museum griechische Vasen, Vorzeitfunde oder vergilbte Urkunden, Standbilder oder älteste Kraftwagen, Ritterrüstungen oder Puppen enthalten, mit denen als Kind Marie Antoinette, Margarete von Dänemark oder eine Gattorfer Herzogin gespielt haben — es gibt keinen Zweifel: der Mann erhält schnell seinen Stempel. Daß es also eine allgemeine „Kultur“ gibt, gehört zum Wissensgut des „Kulturmenschen“, und die Berechtigung dazu, sich so zu nennen, entnimmt er dem tatsächlichen und ihm eingefleischten oder auch nur angelernten und oberflächlich gebliebenen Wissen. Daß es noch höher hinauf die Kultur als Epoche gibt, ist für ihn ein mehr oder weniger deutlicher Begriff, mag er ihm auch zuweilen sehr babylonisch, sehr spanisch vorkommen.

Sollte nun statt dessen vor den Gebildeten des normalen Durchschnitts, ja, selbst vor solchen, die diesen Durchschnitt sehr weit überragen, ein Praktiker oder Organisator, Theoretiker oder Kritiker aus den Arbeits-, Erlebnis- und Wissensgebieten der Volkskunde und der Heimatkunde, der Volkskultur und der Heimatkultur den Versuch machen, sich zu bekennen und zu erklären, so entstünde ganz momentan eine Verlegenheit, eine peinliche Verlegenheit geradezu, und zwar beiderseits. Es würde nämlich vollständig die Voraussetzung fehlen, deren jedes Einverständnis, ja selbst jedes ganz gewöhnliche Gespräch bedarf: die Gleichheit oder Ähnlichkeit der Vorstellungen und die gleiche oder doch ähnliche Meinung über den Inhalt und die Bedeutung, die den Worten — soeben ausgesprochen — zukommt.

*

Die Ursache dieses Mißverstehens liegt darin begründet, daß die städtische Intelligenz kraft einer allgemeinen soziologischen und siedlungsgeschichtlichen Entwicklung, aber nicht kraft ihres Verdienstes darüber bestimmt, welche kulturellen Ausdrucksformen Geltung haben und in welcher Art von ihnen Kunde zu geben ist. Was aber ist „städtische Intelligenz“, und warum urteilt sie so? Die

Antwort auf diese Frage ginge fehl, wenn man sagen wollte, dies sei eine Gruppe von Zeitgenossen, die wider besseres Wissen so oder so denken. Es handelt sich um ein historisches Faktum von viel längerem Atem und von ganz unpersönlicher Verantwortung. Diese Verantwortung trägt der „Zeitgeist“, tragen die Umstände auch, wie sie in den vorstehenden Beiträgen dargestellt worden sind. Wer als Glied dieser städtischen Intelligenz der Meinung ist, er sei mit solcher Eigenschaft autochthon und selbstherrlich und nicht ein Kind seiner Zeit, seiner Schicht, ist — wenig intelligent. Es gibt heute eine sehr kühle Denk- und Schreibweise, für die beispielsweise die Tatsache „Herz“ zu einer bezweifelbaren Vermutung geworden ist. Der Zeitgeist wird so sehr davon beherrscht, daß das Wort „Gefühl“ aus dem deutschen Sprachschatz so gut wie verschwunden ist. Man schämt sich, es auszusprechen, um nicht in den Verdacht zu geraten, ein schwacher Denker zu sein und von der Schichten-Psychologie nichts zu wissen. Innenwerte solcher Art entziehen sich der reinen Begrifflichkeit und der analytischen Methode, und eben darum wird ihre Existenz bestritten. Auch Heimat und Heimatgefühl gehören dazu. Entstehungsort einer so urteilenden Denk- und Schreibweise ist nicht mehr das Dichterstüblein im obersten Geschoß eines noch mittelalterlich geformten Altstadthauses, wie es Spitzweg gemalt hat, auch nicht das Dichter-Landhaus der vergangenen Jahrzehnte, sondern das Caféhaus an der Asphaltstraße. Die Folge ist eine völlige Verarmung des Gemüts bei einem gewissen maßgebenden Teil der geistig führenden deutschen Elite. Die Konflikte, die sich hieraus zuweilen ergeben, sind laut, und da Dichter und Schriftsteller sehr wortgewandt sind, ist das Kampfgetümmel, ist der Schlachtenlärm schon seit Jahrzehnten erheblich. Gefechtpausen wechseln mit Feuerüberfällen, Vormärsche mit Rückzügen, frontale Einbrüche mit Angriffen aus dem Hinterhalt. Nach antiker Heroenart beginnt das Gemetzel immer mit Schimpfkanonaden. Hierin ist die Geisterschar der „Asphalt-Literaten“, die ohnehin viel zungenfertiger sind, den Elementar-Dämonen, diesen „Provinz-Psychopathen“, weit überlegen. Die jeweils obsiegende Truppe veranstaltet dann einen Triumphmarsch und besetzt die Dichterakademien, die Vorstandstische der Schriftstellerverbände und manchmal auch die Amtsstuben der Kultusministerien.

Mit der Volkskunde als Kulturwissenschaft und mit der Volkstumsarbeit, ihrem organisatorisch-praktischen Partner, verhält es sich nicht anders. In der nationalsozialistischen Zeit übersteigerte man die Spannung „Stadtkunst — Volkskunst“, „Stadtkultur — ländlich-bäuerliche Kultur“, und das Nacheinander der geschichtlichen Entwicklung wurde umgewertet: Stadtkultur sei von Urzeiten her eine grundsätzlich südlich-orientalisch-mittelmeerische Lebensweise, die uns, den Nachfahren alter nordischer Bauerngeschlechter, aufgezwungen sei und aus der wir uns zu befreien hätten. (Die Morgenthau-Planer wußten nicht genau Bescheid: sie hätten sich mit ihrer Idee, unser Land in ein „Kartoffel-Land“ zu verwandeln,

auf diese These berufen können!) Seitdem aber ist nicht nur dem Verdacht der Borniertheit ausgesetzt, wer mit solchen Begriffen wie „Erbe“, „Heimat“, „Volkstum“, „Natürlichkeit“, „Natur“ zu operieren wagt; neben den Vorwurf der Borniertheit tritt der politische Verdacht. Dabei ist er historisch, organisatorisch und persönlich unsinnig. Wer die Geschichte etwa der Heimatbünde, das Schicksal der geistigen und organisatorischen Erben Ernst Rudorffs, Hugo Conwentz', Heinrich Sohnreys, der auch hiezulande nicht unbekannt gewesenen Begründer von Naturschutz, Heimatschutz und ländlicher Kulturpflege, genauer kennt, der weiß, daß es bittere Schläge für Menschen und für die Schöpfungen von Menschen gab, und daß Arbeitsgemeinschaften, schon um die Jahrhundertwende entstanden, nur mit großer Mühe den an sie gestellten Ansprüchen ausweichen konnten, oder daß sie zerrieben wurden, indem man ihnen ihre Arbeitsinstrumente entwand und sie mit leeren Händen davongehen ließ. Auch die Volkskunde als Wissenschaft ist eine Sachkunde, die von sich selber aus ebenso unpolitisch ist, aber andererseits dem Druck politischer Systeme in gleicher Weise ausgesetzt werden kann wie jede beliebige andere Wissenschaft. Niemand beispielsweise macht es heute der Physik zum Vorwurf, daß der antisemitische Nationalsozialismus sie durch den Versuch, Einstein auszuschalten, zu verfälschen neigte. Sollte man nicht endlich damit aufhören, die Volkskunde das entgelten zu lassen, was andere ihr angetan haben?

Letzten Endes leiten sich alle Gegensatz-Paare, leiten sich These und Antithese aller Bezüge, die wir ansprechen, aus der Spannung „Geist — Natur“ her: sie ist die Dominante. Aber nur in Deutschland verführt sie dazu, exaltiert zu moralisieren. Im französischen, englischen, skandinavischen und amerikanischen Schrifttum überwiegt bei Gegensätzlichkeiten die Achtung vor dem andersgearteten Geist. Vor allem bei den Franzosen werden, obwohl dies merkwürdigerweise — wohl aus Unkenntnis — bestritten wird, „Stadt“ und „Land“ bis in die Anschauungswelt, Gewohnheit und Lebensweise des Durchschnittsbürgers überhaupt nicht als gegensätzlich oder auch nur als einander ausschließend empfunden. Das ganze französische Volksleben (auch das pariserische *ohne* den Fremdenverkehrs-Rummel) ist hierfür Zeuge. Den radikalen Irrtum, in dem ein entscheidender Teil unserer deutschen städtischen Intelligenz befangen ist, hat niemand so treffend gekennzeichnet wie Ortega y Gasset. Er spricht von dem „vorintellektuellen“ Charakter des Verstandes, der sich durchaus nicht autonom entwickle, sondern nur eine Stilrichtung des Denkens neben anderen sei. Diese habe natürlich kein anderes geschichtliches Recht für sich, als zu *ihrer* Zeit, unter *besonderen* Umständen, unter dem Einfluß besonderer Zusammenhänge „echte“ Lösung zu sein. Die Gefahr aber bestehe darin, daß der Träger einer solchen Stilrichtung und noch mehr sein Erbe sich allmählich daran gewöhnt, „keine Stellung mehr zu den Grundproblemen zu

nehmen“ („Das Wesen der geschichtlichen Krisen“). Das ist eine klassische Formulierung des Vorwurfs, den Volkskunde und Heimatkultur gegenüber ihren Kritikern erheben. Es ist billig, ein Bündnis mit der Durchschnittsmeinung einzugehen, was sich „modern“ gebe, sei allein deswegen auch richtig und — richtig gedacht. Die Tatsache, daß es Entwicklung gibt, die *jede* Generation dazu berechtigt, sich für modern zu halten, ist natürlich ein Grundproblem des menschlichen Daseins. Aber über jedes Stadium dieser Entwicklung kann zu *seiner* Zeit gar kein treffsicheres Urteil gefällt werden, weil es darauf ankommt, welche Richtung eingeschlagen wird: der Erfolg zeigt sich erst den Enkeln. Auch das ist ein Grundproblem. Unsere Generation hat es schmerzlich erfahren. Im übrigen gibt es keine Geradlinigkeit in der Entwicklung. Man sollte sich also davor hüten, Vorstellungen, Stimmungen und Verhaltensweisen des Durchschnittsmenschen unserer Zeit, die sich aus der Verstädterung, Industrialisierung, Technisierung ergeben, für die Endlösung, genauer gesagt: für das Ende zu halten. Was wissen wir denn! Insofern man dies aber tut, verhält man sich „statischer“ als die Heimat- und Volkstumsarbeit, der man eben das zum Vorwurf macht. Welches aber ist *ihr* Grundproblem?

*

In der Auseinandersetzung, in die sie sich in letzter Zeit von sich aus mit ihren Kritikern eingelassen hat, fiel vor einem halben Jahr ein entscheidendes Wort. Bei einem Wochenend-Gespräch, zu dem der Schleswig-Holsteinische Heimatbund auf den Scheersberg in Angeln geladen hatte, sprach Rechtsanwalt Hermann Schmurr, Schleswig, von der deutschen Grenzlandjugend über den zur Phrase entarteten, von ihm aber geläuterten Nihilismus-Begriff: „Auch der teilweise und vorübergehende Abfall vom deutschen Volkstum im Grenzland muß unter dem Aspekt des Nihilismus gesehen werden, denn es handelte sich nicht um Hinkehr zum dänischen Volkstum, sondern um eine Abkehr vom Volkstum schlechthin.“ Es muß unseren dänischen Gesprächspartnern eingeräumt werden, daß sie sich wahrscheinlich außerstande sehen werden, dies zuzugeben. Aber sie handeln selbst danach und haben seit Jahrzehnten danach gehandelt. Es ist von den Deutschen beiderseits der Grenze erkannt worden, daß das Dänentum ihm hierin den Rang abgelaufen hatte, indem es die staatliche Katastrophe von 1864 durch zielbewußte Arbeit an seinem Volkstum zu überwinden trachtete, und daß ihm das gelang. Für Staat und Staatlichkeit war vorderhand nichts zu gewinnen, wohl aber für Volk und Volkstum. Die Deutschen haben sich das zur Lehre dienen lassen. Nun bezweifelt niemand, daß die deutsche Heimat- und Volkstumsarbeit im Schleswiger Land besonders rege ist. Das wissen ihre Träger ebenso, wie ihre Kritiker es ihnen — vorwerfen. Es ist richtig mit der Einschränkung, daß sie in Süddeutschland noch sehr viel stärker ist, ja, daß sie dort unten eine hervorragende Rolle im öffentlichen Leben und im allgemeinen Volksbewußtsein

spielt. Dies zeigt sich u. a. darin, daß man — ein weithin sichtbares Beispiel! — beim Wiederaufbau mittlerer und größter Städte (wie etwa Freudenstadt oder München) nicht, wie am Rhein, so baute, als wolle man Sao Paulo oder Casablanca den Rang ablaufen, sondern sich auch bei großen und sehr großen Fassaden an die Tradition der heimatlichen Landschaft anlehnte, ohne sie deswegen sklavisch nachzuahmen. Während aber nun die Kritiker aus der Kraft und Lebendigkeit, mit der Heimat- und Volkstumsarbeit hierzulande zu Werke geht, gerade ihre besondere Rückständigkeit beweisen wollen, sehen ihre Träger in ihr den Vorzug. Für sie bedeutet die Tatsache, daß sie durch den Wettkampf mit dem Partner im Norden zur Aktivität aufgerufen wurden, einen Gewinn, den sie vor dem deutschen Binnenland voraushaben. Sie sehen sich nicht nur als Kampfgenossen des anderen Volkes im Norden, sondern auch als Pioniere im eigenen Volk, im eigenen Land. Es gibt unter ihnen Menschen, die sich beglückwünschen, den Dänen zum Rivalen zu haben, und für die es eine schreckhafte Vorstellung wäre, in irgendwelchen Binnen-Landschaften leben zu müssen, in denen der Zeitgeist sich überschlägt, indem er dem äußeren Wohlbefinden und dem zivilisatorischen Fortschritt nicht nur den Vorrang, sondern Alleingeltung einräumt, Kunst wie eine Praline zu genießen anrät, sonst aber das Gefühl für eine wirkliche geistige Verantwortung trübt. Sicherlich gibt es sehr viele „Binnenländler“, denen es unter dem Aspekt des Nihilismus im Sinne Hermann Schmurrs aus innerer Bequemlichkeit sehr gelegen kommen möchte, daß *sie nicht* zur Entscheidung aufgerufen sind und sich, wie die Deutschen im Schleswiger Land es tun, *keine* Gedanken darüber zu machen brauchen, was wohl ihre Heimat und ihr Volkstum noch wert sind.

*

Es mag nun aber der Eindruck entstehen, als wolle sich der Verfasser seine Aufgabe dadurch leicht machen, daß er sich nicht an der Sache selbst, sondern an der Kritik gegen die Sache, somit also an der abwehrenden Polemik entzünde. Aber eine Generation, die in der Vergangenheit an Ideologien Schiffbruch erlitt, scheut die Synthese und zieht ihr die Analyse vor. Es ist heute zum mindesten nicht klug, Begriffe an den Anfang einer Diskussion mit Gesprächspartnern zu stellen, die von Begriffen nichts halten. Besser ist es, sie von außen her einzukreisen und dann zu sehen, ob sie sich fangen lassen.

Man könnte zur Widerlegung Hermann Schmurrs sagen, seine These sei ebenso überholt wie der Volkstumsbegriff überhaupt. Es gibt hierzulande Menschen, die das sehr gern tun. Es gibt auch hier eine städtische bzw. in ihrer Denkweise und ihren Vorstellungsinhalten verstärkte Intelligenz, die über Sartre und Toynbee ebensowenig hinaussieht, wie man dem Landmenschen vorwirft, daß er nicht bemerke, was sich jenseits seines Gartenzauns abspielt. Es gibt ferner Familien, die zwischen den Fronten stehen, weil einige ihrer Angehörigen drüben leben und

nur dänisch sprechen, während andere diesseits der Grenze beheimatet sind und nur deutsch reden. Hinzu kommen praktische Momente von erheblicher Bedeutung. So ist beispielsweise die Erbaueinwanderung, wenn Erblasser und Erben nicht im selben Lande wohnen, nicht einfach, und es kann sein, daß ein Enkel allein darum die Nationalität formal wechseln und in das andere Land wandern muß, um das Erbe genießen zu können. Wie dem auch sei man kommt dann in diesen Kreisen bei dem Versuch zur Überwindung des Dilemmas zu einem gewissen zwischenvölkischen Allgemeinbewußtsein, aber man nennt sich darum durchaus nicht etwa Europäer, sondern man hält sich an längst überholte Begriffe: „Wir sind international.“ Von einer bewußten Durchdringung der heimatlichen Atmosphäre und einer Verarbeitung und Durcharbeitung ihrer Werte ist dann keine Rede mehr: über soviel Rückständigkeit und Antiquiertheit ist man erhaben. Gleichwohl hält man das Land Schleswig beiderseits der Grenze für die Mitte der Welt und möchte, selbst wenn die berufliche Entwicklung dies anraten sollte, weder nach Holstein noch in die Zentren des Hochdänentums abwandern — und dies ist ein positives Moment, das wir festzuhalten haben. Im übrigen wird man bei jener Art von „Internationalisierung“ an die ersten Nachkriegsjahre erinnert. Damals war bis in die Geschichts- und Kulturphilosophie sehr viel von den Möglichkeiten eines Weltstaates die Rede, womit auch gleichzeitig die Frage nach einer „Weltkultur“ gestellt war. Diese aber wurde verneint: man malte das Schreckbild einer Masse geistig und noch mehr seelisch nivellierter Menschen an die Wand, die in sich selbst und um sich selbst in einer National- oder Regionalkultur nicht mehr beheimatet wären. Wo übrigens hört diese mit ihren vielfältigen Verzweigungen auf, und wo beginnt sie? Beim Stamm? In der Mittelstadt? In der Dorflandschaft? Die Frage birgt die Antwort in sich.

Ernstes und viel weitgehender ist eine andere Gefahr. Es ist die, von der in den vorstehenden Artikeln, wie der Verfasser vermuten darf, in der einen oder anderen Form erschöpfend oder zum mindesten andeutend die Rede ist. Das Dasein *im* Menschen und *um* ihn, einschließlich aller seiner Verrichtungen, hat sich durch hohe Zivilisierung, die man durch eine ganze Reihe von „-ung“-Schlagworten („Vermassung“ u. dergl.) zu charakterisieren sucht, in ein Netz von Einflüssen und Beziehungen verfangen, die der einzelne nicht mehr überschauen, nicht mehr begreifen kann, und die ihn bedrücken oder gar unterdrücken. Um so mehr hat er es nötig, sich der alten Schutzhülle des ihm Gemäßen zu erinnern: Begrenzung, Behütung, Beheimatung. In der weiteren Umwelt wird ja sein Selbstbewußtsein immer mehr in Frage gestellt, ist ihm die Möglichkeit zu persönlichen Entscheidungen immer weniger gegeben. Also muß er sich ins Gedächtnis rufen, daß er alles das in der *engeren* Umwelt ungehindert haben kann — sei es, daß er in ihrer Ordnung sich bestätigt fühlt, oder sei es, daß er sich diese Ordnung schafft. Hierzu bedarf er unabdingbar der Elementarkraft (wir wissen: das Wörtlein

„elementar“ ist heute tabu!) des Herzens, des Gemüts und der Phantasie, der Sorge und Vorsorge, keineswegs aber des Geistes und der Bildung, von der selbstverständlich qualitative Verfeinerungen abhängen, unter gar keinen Umständen aber der entscheidende Ansatz. Das ist aber kein Rückzug in die Romantik (warum soll man zu ihr im übrigen nicht neigen?!) und auch nicht in kleinbürgerliches Biedermeiertum, sondern es wird der Ausgleich gewonnen und die Kraft, die weitere Umwelt mit dem Heim und der Heimat im Rücken nun um so besser und nun erst recht zu bestehen.

So ist es: Begrenzung und Behütung sind nichts als Beheimatung, als Heimat. Diese ist gleich konzentrischen Kreisen in verschiedenen Graden möglich. Der innerste Kern, aus dem heraus sie, sofern von vornherein vorhanden, bewußt wird oder, sofern nicht vorhanden, entwickelt werden kann — das ist man selbst, und man ist es mit seinem Herzen, seinem Gemüt und seiner Phantasie, seiner Sorge und Vorsorge, seinem Einfühlungsvermögen, seiner „Ähnlichkeit“ mit dem Gemäßen und seiner Liebe zu ihm. Was hieraus nun zunächst folgt, ist gleich eine ordnende und im Kleinsten schöpferische Handlung, und auch sie erfolgt spontan, automatisch und elementar: der Soldat im Bunker oder in der Baracke — später auch der Verjagte, der Vertriebene, der Ausgebombte — schafft sich in einem ersten Versuch zu neuer Ordnung, die vorläufig nur Miniaturordnung sein kann, eine winzige Heimstatt durch das Bild an der Wand oder durch das Brett, auf das er sich Kleinigkeiten stellt, die ihm lieb sind. Wer einen Strauß wählt, einen wilden womöglich, es brauchen nur Gräser zu sein — der tut etwas, was man sich vor Augen halten und nicht vergessen darf: ihm dient ein erstes Stück Natur zur inneren Befriedung. Weil sie als Pflanzlichkeit und Landschaft kein Problem wachruft. Weil sie keine Fragen stellt, sondern höchstens die Vorstellung vom ewigen Kreislauf und somit von einer festen Ordnung des Daseins weckt, in die man mit Leib und Seele gehört. Eine Vorstellung im übrigen, die auch dem krassesten Existentialismus unserer Tage standzuhalten vermag. Schließlich kommt sie, die Natur als Pflanzlichkeit und Landschaft, dem Bedürfnis nach der Einbezogenheit in das Echte und Unmittelbare, Ungekünstelte und nicht Gemachte entgegen. Dies ist neben der Mathematik und vielleicht auch neben der Theoretischen Physik, die möglicherweise heute die Grenzen zum Unerforschlichen streift, der einzige wirklich „sachliche“ Hinweis auf Gott.

Dann aber bemerken wir ein Weiterschreiten bis zum äußersten, letzten, größten dieser konzentrischen Kreise: das Ich vielfältigt sich zur Familie, zur Sippe, zur Nachbarschaft, zur Siedlungsgemeinschaft in Dorf und Stadt, zum Stamm, zum Volk (dies beinahe zuletzt) und zur Menschheit (dies aber völlig zuletzt und zum mindesten vorläufig in unseren Zeiten nahezu rein abstrakt). Dabei hat das Ich die Möglichkeit und die Neigung, das alles mitzuformen und seine Ordnung verstärken, verbessern zu helfen: Heimat wird erst recht lebendig, wenn man sich

für sie Verantwortlich fühlt. Dabei kann und muß auf Charakterbild, Gesicht und Werden (Geschichte) dieser Ausdrucksformen Rücksicht genommen werden. Aber zu dieser Umwelt gehört dann eben auch — den konzentrischen Kreisen entsprechend — die feinere, kleinere Natur, weiterhin die immer mächtigere, ja, schließlich die gewaltige, überhaupt die Landschaft in allem, vom Garten bis zum Horizont, für die unmittelbare Anschauung, und die weitgedehnte als Heimstatt der Sippe, des Stamms, vielleicht auch des Volkes für die allgemeinere Vorstellung. In der Sphäre der inneren Kreise gilt, wie vorher in anderem Zusammenhang auch anders formuliert, die Einfachheit des Elementaren, des natürlichen Seins und Verhaltens — das aber, je nachdem, wohin man gehört und woher man kam, von einer allgemeineren, in der Heimatlandschaft wirksamen Kulturkraft bedingt ist. In den weiteren und größeren Kreisen muß dann das Denken konstruktiver und das Überlegen schärfer werden. Aber wo die Grundlage des Elementaren fehlt oder verlorengeht, ist auch der Heimcharakter in diesen größeren Kreisen nicht mehr gesichert: das Gefühl des Behütetseins läßt nach, das Gefühl der Leere steigt. Es lassen sich Beispiele anführen, beliebig herausgegriffen aus dem Zeitgeschehen. Hermann Schmurr hat auf dem Scheersberg darauf aufmerksam gemacht, daß die vertriebenen Ostdeutschen nach ihrer Umsiedlung in den Westen oder den Süden in ihrer neuen Umgebung (Menschen *und* Landschaft) trotz Arbeit, Wohnung und materiellem Wiederaufbau im Persönlichen *nicht* heimisch geworden sind: der Begriff „Zweite Heimat“ ist fragwürdig. Überflüssig zu sagen, was ihnen fehlt. In der Welt der sogenannten „Gesellschaft“ ist durch die illustrierten Wochenzeitungen auf höchster Ebene ein entsetzliches Beispiel dafür bekanntgeworden, wohin ein heimatloses Nomadentum führen kann. Leicht begreift man aus der Lebensweise Eduard Windsors — und man erkennt es an dem völlig verzerrten und verkrampften Gesicht dieses Mannes —, daß er, aus der soziologischen Schicht, in die er hineingeboren wurde, und aus der Familie, der Heimat, dem Vater- und Mutterland vertrieben und einer Lebensaufgabe völlig entzogen, nur noch „ist“, weil er eben — ist. Aber was für ein Sein ist das! Gerade hier tritt indessen etwas in Erscheinung, was nun wiederum unsere Argumente deckt. Wohin rettet sich dieser Mann? In einen Garten, in die Blumenzucht, in die Pflanzenwelt. Das ist, soviel man weiß, der einzige Wert, der ihm verblieb. Er schuf ihn sich selbst. Man hat die Bilder gesehen. Nun, man braucht auch hierzu nichts weiter zu sagen. Auf der anderen Ebene schließlich, nämlich derjenigen von höchster Geistigkeit, höchster Bildung, ist es denkbar, daß jemand die Auflösung des Menschentums und der menschlichen Umwelt in physikalisch-mathematische Begriffe und Formeln verträgt — daß er dies verträgt unter Ausschaltung und Zurückweisung der elementaren Grundlagen des Daseins. Wir aber sprechen vom Volk.

*

Versteht man, daß wir uns nicht darauf versteifen wollen, hier Beweise dafür zu suchen, daß man „volkstänzen“ muß? Man soll auch nicht glauben, daß wir es jenen Latifundien-Besitzern älteren Schlages gleich tun wollen, die noch bis in die Anfänge dieses Jahrhunderts hinein den Schulunterricht auf dem Lande auf die Anfänge von Schreiben und Rechnen beschränkt wissen wollten in der Meinung, es sei gut, daß im Landvolk die „Verdummung“ gefördert und daß es daran gehindert werde, über den eigenen Garten hinauszublicken. Heimat ist weder romantische Vorstellung noch „museal gestimmte Volkstümelei“, noch geistige Enge, sondern sie ist seelische Therapie. Bildung allein genügt nicht. Das Wissen um die siedlungs- und kulturhistorische Bedeutung der Lübecker Marienkirche genügt nicht. Aber die Tatsache, daß der Flurname jedes zweiten Ackers, der Name des Dorfes oder gar der Hofstelle ein halbes oder fast ein ganzes Jahrtausend alt ist, kann ein Kultur- und Geschichtsbewußtsein von unerhörter Intensität zur Folge haben, dem die Intelligenz der Städte mit allen ihren Situationen und Zusammenhängen, Vorstellungen und Möglichkeiten auch nicht entfernt gewachsen ist. Aber was diese Städte anbetrifft, so ist auf dem Scheersberg auch ein Wort gesagt worden, das aus dem Tagungsraum hinaus weitergegeben werden sollte: Dem Bürger, der in seinem Gemeinwesen als erlebendes und tätiges Mitglied stehe, sei es durchaus auch heute noch möglich, darin beheimatet zu sein und dann von hier aus Beziehungen zum größeren Zusammenhang zu gewinnen: werde dieser nicht überhaupt nur von der engeren Umwelt her gerechtfertigt? (Dr. Hanno Schmidt, Flensburg). Es kommt auf Gestalt und Gestaltung der erlebbaren und unmittelbar faßbaren engeren Umwelt an. Alles weitere ergibt sich daraus, aber es ergibt sich — *danach*. Die Heimat- und Volkstumsarbeit unserer Tage hat diesen Sinn.

*

Es wäre billig, und es würde sich erübrigen, hier nun noch über die Nutzenanwendung zu reden. Es sollte der Versuch gemacht werden, die theoretischen Grundlagen klarzulegen und nach Möglichkeit gegen widerstreitende Zeitströmungen abzusichern. Wahrscheinlich ist deutlich geworden, warum es als selbständige Gruppen oder als Untergliederungen größerer und größter Bünde und Verbände Arbeits- und Erlebnismgemeinschaften aller Art gibt. Es wurde wohl auch verstanden, warum es gerade heute Landschafts-, Dorf-, Stadtgeschichte und Denkmalsschutz, Landschafts-, Heimat- und Naturschutz gibt. Sicher wurde drittens nun auch begriffen (wenn auch nicht immer gebilligt), warum die einzelnen für sich und in den Zusammenschlüssen unter allen Umständen mit ihren Auffassungen und ihren Vorstellungen standhalten wollen. Sie sind dabei nicht reaktionär, aber manchmal sagen sie, daß sie im kulturpolitischen Sinne konservativ sind. Es kommt nicht darauf an, mit dem Kopf gegen die Wand zu rennen. Man will ins Gespräch kommen und nicht etwa

sich abkapseln und weltfremde Volkstümelei fördern. Die Aufgabe ist öffentlich. Das Gespräch auf sachlicher Grundlage soll auch den Ausgleich der einander widerstrebenden Kräfte herbeiführen helfen.

Welche Erfahrungen *suchen* die Menschen heute und welche Erlebnisse haben sie? Die Heimat- und Volkstumsarbeit erhebt den Anspruch, eben in den Gesprächen zu Worte zu kommen, in denen sich die ernsthaften und selbständig Denkenden unter den Zeitgenossen mit recht großer Sorge gerade über diese beiden Fragen aussprechen. Der Anspruch ist unabdingbar. Er geht auf Anerkennung als gleichberechtigter Gesprächspartner. Im übrigen fühlt die Heimat- und Volkstumsarbeit sich glücklich, daß sie es im Landesteil Schleswig im Vergleich zu anderen Landschaften nicht *allzu* schwer hat. Denn im Grunde genommen sind bewußtes, von innen erlebtes Deutschtum, Heimat und Volkstum hier oben eine und dieselbe Sache, so wie das auch für Heimat, Volkstum und bewußtes, von innen her erlebtes Dänentum gilt.

PATIENT VOLKSTUM

Sien Dokters meent wükdlich, dat se en Kranken vor sik hebht: Patient Volkstum! Se denkt an dat, wat froher mal weer, in de ole, schöne Tied. Se denkt an en Volkstum, as se sik dat wünscht, as dat hüt noch wen schull, in ehr Ogen. Un se mehnt, dat uns Volkstum krank is, wiel dat nu aliens anners is. Un se verget, dat sik dat ännern muß, üm to bestahn. Redden heet ja hölpen. Aver hölpen, hölpen hebbt se em nich kunnt. So doktert se op ehr Art wieder an den Kranken rüm, un wenn he dot is, denn balsamiert se em in un packt em in't Museum. Dat is ja aliens ganz schön un hett ok sien Richtigkeit. Wi wüllt je dat, wat froher weer, in Ehren halen. Awer ok dat Gesunde mutt sien Pleg hebben, wenn dat Doeg hebben schall. — Schad is't üm ole, gode Art, de sik nich bet in uns' Tied hett holen kunnt. — Aver wokeen is dar schuld an? Dat Volk sülsen? Hett dat Volk mal keen Schuld kregen?

HINRICH KRUSE

Gibt es noch Nachbarschaft?

Die Frage ist natürlich ohne weiteres zu bejahen, wenn man unter Nachbarschaft das Beieinander der Dinge und Menschen im Raume begreifen will. Es steht ja neben dem Haus, das du bewohnst — näher oder ferner — ein anderes; dein Feld ist einem andern angrenzten, und die Wege durch dein Dorf oder deine Stadt führen zu anderen menschlichen Siedlungen hin.

Soll das Fragezeichen zu Recht bestehen, so nur dann, wenn man unter Nachbarschaft die *Beziehungen zwischen einander sich nahe wohnender Menschen zueinander* verstehen will.

Nun ergibt sich zweifellos aus dem räumlichen Sichnahesein zwanglos eine erste Stufe der Annäherung, folgt doch aus dem Beieinander vielfach eine Gleichstellung: vor dem Schicksal wie vor manchen Anforderungen des praktischen Lebens.

Brennt etwa das Haus deines Nachbarn, so ist auch dein Heim bedroht; über deine Felder wie über die deines benachbarten Standesgenossen fällt der erfrischende Juniregen; die gleiche Sonne reift euer Korn und versengt oder begrünt eure Weiden, und Gewitter, Stürme und Hagelschlag ziehen unaufhaltbar über alle Feldscheiden dahin.

Gleich sind die Erlebnisse der Kinder in der räumlichen Enge der Schulbank, gleich die Mühen der Lehrlinge an der Werkbank, die Interessen und Wünsche der Arbeiter der Fabrik. Und es ist nicht zufällig, daß viele Freundschaften fürs Leben aus dem Beieinander unter gleichen Bedingungen und bei gleichen Erlebnissen aufwachsen und sich festigen.

Stärker noch führen Not und Bedrängnis, wie im Schützengraben, im Gefangenen- oder Zwangslager, Menschen schicksalsmäßig zusammen. Hier ganz besonders kam mitfühlende und opferbereite Kameradschaft zum Tragen; hier schieden sich allerdings auch — und oft in überraschender Verteilung — diejenigen, die Nachbarschaft lebten, von denen, die nur davon sprachen oder selbstsüchtig ganz davon absahen.

Eine solche Entwicklung von der räumlichen zur persönlichen Beziehung ist ein durchaus organischer Vorgang. Naturgemäß haben Menschen unter gleichem Schicksal vielfach die seelischen Grunderlebnisse miteinander gemeinsam: Befürchtungen oder Hoffnungen; Schmerz oder Freude; Unruhe oder Gleichmut. Was liegt dann näher, als mit dem Nachbarn über Gemeinsamkeiten zu reden, sich mit ihm zu beraten, mit ihm über Mißerfolge enttäuscht, über Erfolge und

Fortschritte befriedigt zu sein! Damit aber ist der Grund für nachbarliche Hilfsbereitschaft und Hilfeleistung gelegt, denn wer sich durch gleiche Erfahrungen an die Stelle eines andern versetzen kann, steht an der Schwelle des *geistigen Bereichs*, in welchem Mitwissen und Mitfühlen zur Menschenfreundlichkeit wird und sich zur uneigennütigen, helfenden Tat steigern kann.

In dieser anspruchsvollen Formulierung des Begriffs nähert er sich dem der christlichen Sittlichkeit, die ja den Menschen und seinen Nachbarn unter die gleiche Wertung und Fürsorge stellt. Das „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“ ist ideales Ziel und letzte Krönung menschlichen Zusammenlebens. Hier legt sich der Begriff der Partnerschaft einer modernen praktischen Lebensphilosophie an: Rechte Nachbarschaft ist Partnerschaft in ihrer Beschränkung auf einen engeren Kreis anspruchsheischender Partner.

*

Brauchen wir denn noch diese Dinge: die alte christliche Sittlichkeitsidee, die moderne Forderung der Partnerschaft, die bewährte nachbarliche Verpflichtung? Und die Antwort gibt ein nur flüchtiger Rundblick: Man sehe die Menschen an, die sich nach Stand, Besitz oder Bildung in fast zahllose Boxen einstellen; man spüre der Einsamkeit und Verlassenheit nach, die zwischen den Großstadtmauern freund-, besitz- oder arbeitslose Menschen bis zur Verzweiflung bedrücken, oder man folge nur vierundzwanzig Stunden lang einem der Bedauernswerten, die einem fliehenden Phantom nachhetzen, um zweifelhafte Werte von ihm zu erzwingen oder zu erbetteln und gar noch darauf ihren eignen gültigen geistigen Besitz — sich zerstreud — verstreuen. Kein Zweifel: Nachbarschaft — vielleicht erst nach beschaulicher Einkehr bei uns selber — haben wir bitter nötig! Der Nachbar braucht uns — und wir brauchen ihn!

Aber klingt das nicht doch nach Überstandenenem? Man höre doch die neuen Schlagworte; man erkenne die Forderungen der Zeit:

Geschwindigkeit ist ein Wert an sich. Das sagt man; denn man weiß nicht, warum. „In vier Stunden von Hamburg nach New York!“ „Bewundernswerte technische Leistung!“ Aber was macht man übrigens mit den eingesparten Tagen oder Stunden?

„Steigerung der Gütererzeugung!“ Sicher ein Weg aus der Primitivität auf ein Niveau, wo menschenwürdiges Wohnen, wo Kultur möglich wäre. Aber wo bleibt sie, wenn nach Steigerung des Verbrauchs nur neue Wünsche nach Steigerung den Menschen in Atem halten?

„Besitz, Ansehen, Macht!“ Gewiß erstrebenswerte Dinge, die ein Bemühen lohnen. Aber sind es letzten Endes nicht doch nur Hilfsmittel?

„Kultur, Kunst!“ Die Blüte menschlichen Geistes! Aber hat man Zeit, sich dauernd damit zu befassen? Sind wir auch recht beraten, wenn die Technik geistige Verbrauchsgüter wahllos auf den Markt wirft und eine moderne ästhetische

Betrachtung im Spitzfindigen, Subtilen oder Udenkbaren den Höhepunkt künstlerischer und menschlicher Leistung sucht?

*

Nach diesen Fragezeichen scheint uns doch noch ein Raum freizubleiben für auch heute zeitgemäße Nachbarschaft. Es ist doch in den meisten Menschen ein Streben nach Dingen, die mehr sind als alle technische Zivilisation, ein Suchen nach Ausblicken durch die leeren Fensterhöhlen ausgebrannter Prachtgebäude auf neue schlichte, aber grundfeste Wohnungen des täglichen Gebrauchs. Gutes Wohnen ist aber in dem Raum, der auch den Nachbarn mit umschließt.

Das Wesen guter Nachbarschaft hat mit materieller Leistung und Gegenleistung nur wenig zu tun, obgleich auch diese als Symbol Bedeutung haben können.

Ein geschenkter Korb voll Äpfeln oder ein Blumenstrauß zum Geburtstag gelten unendlich mehr, als der Wert dieser Gartenerzeugnisse, und selbst praktische Hilfeleistung in Unglück oder Krankheit ist am wertvollsten als Ausdruck einer Gesinnung. Das Mitwissen von den Angelegenheiten des andern, das Mitdenken und Mitfühlen für ihn in guten und bösen Tagen, das sind die Zeichen eines nachbarlichen Verhältnisses, das fördern und stützen kann im Alltäglichen wie im Außergewöhnlichen.

Freundnachbarliche Leistung geht in bescheidenem Kleid und agiert nicht mit großen Armbewegungen. Ein schlichter Gruß aber kann schon ein Anruf sein, der einen im Strome der Einsamkeit Treibenden an das Ufer der Menschengemeinschaft zurückbringen kann; eine freundliche Nachfrage kann trösten und mildern, eine bescheidene Hilfeleistung Mut geben, selber zu kämpfen und zu beharren. Und wer könnte eher als der Nachbar sich gerufen fühlen, den Mängeln oder Verfehlungen des andern dessen Vorzüge und Leistungen gegenüberzustellen.

Nachbar sein heißt eigentlich nur, sich selbst aus dem Brennpunkt eigener Gedanken zu entfernen und für eine Zeit den andern an die Stelle zu setzen. Eigenartig, daß man auf diese Weise weitere Schau gewinnt!

*

Gewiß gibt es Menschen, die den Sinn guter Nachbarschaft nicht verstehen und noch weniger leben; Menschen, die auf Mißerfolg mit Schadenfreude und auf Erfolg mit Neid antworten; Verleumder, die bereit sind, einem bösen Gerücht über den Nachbarn durch Schweigen oder zweideutige Bemerkungen Gültigkeit zu geben.

Das aber kann niemand vom Auftrag zur guten Nachbarschaft lösen. Nachbar ist Nächster, sogar im buchstäblichen Sinne, und an ihm vorbei geht der Weg zur Gemeinschaft der Ungekannten und Ungezählten.

Wie wertvoll sie ist, wird manchem, der ihrer Forderung unbefangen nachlebt, erst aufgehen bei ihrer Störung. „Wege zwischen Nachbarhöfen müssen gebahnt

werden durch den Gang der Menschen hin und her, und ‚Nachbarschaft‘ verliert den traulichen Klang und die Bedeutung helfender Anteilnahme, wenn Weg und Steg verwachsen. Ja, ein Hof in der Öde ist nicht so einsam wie der inmitten unfreundlicher oder widerwilliger Menschen: sie brennen wie Nesseln und stechen wie Dornen, und es gibt keinen Weg, der um sie herumführt. —“

In der Tat, der Nachbar ist unvermeidlich! Man mache nur den Versuch, irgendeinen Menschen, dem man einmal nahestand, aus seinem Leben zu streichen, und wird bald erfahren, wie vergeblich es ist. Er bleibt unvergessen, selbst wenn er ferne ist. Durch gemeinsame Erlebnisse ist er zu einem Teil des Schicksals geworden, und aus irgendeinem Anlaß taucht er wieder auf: als Gestalt, als Wort, als Träger vergessen geglaubter Handlung. Wieviel unvermeidlicher ist aber der Nachbar: man weiß ihn nahe und verbindet ihn mit einer einem selbst vertrauten Örtlichkeit; man hört durch andere von ihm —, und schon muß man mit ihm leben, muß sein Schicksal verfolgen, ob man es will oder nicht, und muß sein Handeln beurteilen. Und man wird ihm begegnen, ganz gegen Absicht und Willen, aber unvermeidlich: im Flur, auf der Straße, im Omnibus oder an der Feldscheide. Als sollte einem die Gelegenheit gegeben werden, sich früherer Tage eindringlich zu erinnern; als sollte einem die Möglichkeit geboten werden, das Verhältnis zu dem andern zu überprüfen und in die alte Bahn zu lenken. Und man lasse doch die Schuldfrage beiseite und sträube sich nicht. Denn: Wir brauchen den Nachbarn, und er braucht uns.

*

Damit klingt aber auch der soziale Gedanke an: denn Nachbarn haben Verbindung miteinander, nicht vom Stand oder Besitz, nicht vom Wissen oder Können her, sondern allein von Mensch zu Mensch. Rechte Nachbarschaft hat die Grundrechte der Menschen anerkannt, lange bevor ihre Formulierung erforderlich erschien. Gibt es noch Nachbarschaft? Die Frage wird selbst der Skeptiker bejahen. — Gibt es sie in ausreichendem Umfang und als bewußt erkannte Aufgabe? — Selbst der Optimist wird das verneinen.

Das muß aber klar erkannt werden: sie baut menschliche Gesellschaft von unten, in einem übersehbaren Kreis, auf. In ihr wächst der einzelne aus seiner kühlen Ichbezogenheit hinaus und wird lebendiges Mitglied einer Lebensgemeinschaft, die ihn verpflichtet und fordert, aber auch fördert und trägt.

Daher brauchen wir sie überall. Und auch im Grenzland.

*

Es gibt gewiß Menschen, die nachbarschaftliche Verpflichtung einengen wollen auf das eigene nationale Lager. Das heißt aber doch, ein Problem nach Bequemlichkeit lösen, und eine anerkennenswerte Leistung ist es jedenfalls nicht, wenn man nur gelten läßt und berücksichtigt, was man selber für richtig hält. Nachbarschaft im Grenzland beansprucht gerade Verständnis für den

Andersdenkenden, fordert von jedem *wirkliche Toleranz*.

Duldsamkeit ist eine Frucht geistiger Reife, die nur auf dem Baume leidenschaftslosen Denkens gedeihen will. Ihr Wert kann nicht leicht überschätzt werden.

Aber da man nach einer Zeit ausgesprochener Intoleranz Gefahr läuft, die schöne Frucht roh zu schlucken, erscheint eine Abgrenzung erforderlich.

1. Sie ist eine Leistung von hohem geistigen Karat, und es folgt zunächst daraus, daß sie *nur auf dem geistigen Sektor anwendbar* ist. Es wird zwar niemand auf den Gedanken verfallen, in Angelegenheiten der Wirtschaft, etwa bei Nichtachtung der allgemeinen Grundsätze von Solidität und Zuverlässigkeit, duldsam sein zu müssen. Aber *auch im geistigen Raum muß ihre Anwendbarkeit abhängig sein von einer wirklich freien, von keinem Druck und keiner wirtschaftlichen Überlegung beeinflussten Entscheidung*.

2. Des weiteren umfaßt der Toleranzbegriff neben der Leistung auch die *Forderung nach Gegenseitigkeit*. Erst durch den guten Willen zweier Nachbarn kann sie wirksam werden, wie auch ein Ruf im Leeren verhallt, wenn er nicht auf eine Mauer trifft, die ihn als Echo zurückwerfen kann.

3. Wenn Toleranz auch Rücksicht nimmt auf den Nachbarn, so erfordert sie doch keineswegs eine Beschränkung des eigenen Standpunkts, *im Gegenteil: je offener ich ihm entgegenkomme, desto sicherer darf ich bei ihm Verständnis für meine Auffassung erwarten*.

Auf solcher Grundlage werden auch im Grenzland die weiteren menschlichen Beziehungen aufbauen können, die ein Zeichen sind der guten Nachbarschaft.

Nochmals Südtirol

Es will um Südtirol nicht still werden. In unserer letzten Nummer wiesen wir schon darauf hin, daß das Verhältnis zwischen Italienern und Südtirolern immer gespannter wird. Die Südtiroler beklagen sich, daß die ihnen zugestandene Autonomie verfälscht und daß durch die immer stärkere Zuwanderung von Italienern das früher rein deutsche Gebiet italienisiert wird. Vor zwei Jahren hat man bereits ein umfassendes Memorandum an die Regierung in Rom gesandt und noch keine Antwort erhalten. Auf der Bozener Messe im Herbst des vergangenen Jahres hat der italienische Innenminister im Beisein des Staats-Präsidenten aber mit unverhohlener Deutlichkeit erklärt, daß Italien ein Problem Südtirol nicht kenne und seine Politik nicht ändern werde. Inzwischen ist es sowohl in Südtirol als in Österreich zu Protestkundgebungen gekommen, und bei der vor kurzem durchgeführten Neuwahl zum Bozener Provinziallandtag hat die Südtiroler Volkspartei trotz der zugewanderten Italiener einen Stimmenzuwachs verzeichnen können und die Zweidrittelmehrheit im Parlament gehalten.

Auch die österreichische Regierung hat als Partner des Pariser Autonomieabkommens in Rom Vorstellungen erhoben. Das italienische Außenministerium will eine Überprüfung in Erwägung ziehen.

Einem Teil der Südtiroler scheint über alledem die Geduld ausgegangen zu sein. In einer Reihe von Sprengstoffanschlägen, darunter einem auf die Brennerbahn, hat man die Aufmerksamkeit der Welt auf Südtirol zu ziehen versucht. Die Polizei verhaftete eine Reihe von Verdächtigen im Alter von 21 bis zu 60 Jahren, darunter einen Volksschullehrer und einen Rechtsanwalt. Alle gehören der Südtiroler Volksgruppe an. Noch steht freilich nicht fest, wieweit die einzelnen beteiligt oder schuldig sind.

Seit der Saarabstimmung mehren sich die Stimmen, die als einzige europäische Lösung der Südtiroler Frage die Anerkennung des Rechts der Südtiroler auf Selbstentscheidung über ihre staatliche Zugehörigkeit fordern.

Die dänische Regierung

hat Bjørn Hansen, den Redakteur der vor kurzem eingegangenen Zeitung „Hejmdal“ in Apenrade, zum Beauftragten für schleswigsche Grenzlandfragen ernannt. „Hejmdal“ war das Organ des letzten dänischen Abgeordneten im deutschen Reichstag, H. P. Hansen, und durch seine ruhige Beurteilung der nationalen Verhältnisse im Grenzland auch nach 1945 bekannt. Im Konkurrenzkampf mit den kapitalkräftigen Zeitungen Jütlands hat es sich aber nicht halten können und mußte mit „Danevirke“ in Hadersleben sein Erscheinen

einstellen.

Es darf als Zeichen des guten Willens der dänischen Regierung angesehen werden, daß Bjørn Hansen mit diesen neugeschaffenen Posten beauftragt hat. Wenn man auf deutscher Seite eine ähnliche Stelle schaffen und ähnlich besetzen würde, hätte man beste Voraussetzungen geschaffen für Herstellung des Kontakts an der Grenze, den die Landesregierung verschiedentlich angeregt hat.

Eine dänische Grenzakademie

soll dem Vernehmen nach unter der Leitung des bekannten Professors Troels Fink in Schloß Sandberg, Amt Alsensund entstehen. Wenn der Gedanke Wirklichkeit wird, hätten wir auf dänischer Seite ein Gegenstück zu Sankelmark, was im Sinne der Befriedung des Grenzlandes zu begrüßen wäre, wenn die beiden sich zu gegenseitiger Befruchtung und Ergänzung entwickeln könnten. Es wäre ein Ersatz für den Plan des ehemaligen dänischen Lektors an der Kieler Universität, eine gemeinsame deutsch-dänische Forschungs- und Erziehungsstätte an der Grenze zu schaffen.

Ein deutsch-dänischer Koog

soll nördlich des Hindenburgdamms eingedeicht werden. Das eindeichungsreife Land gehört teils zu Dänemark, teils zu Deutschland. Stimmen von beiden Seiten der Grenze fordern, daß die beiden Staaten die Arbeit gemeinsam durchführen sollen, nicht nur, um Kosten zu sparen, sondern um ein Beispiel freiwilliger zwischenstaatlicher Wirtschaftsarbeit zu geben. Die dänische Regierung hat 1,5 Millionen Kronen für die Vorbereitung des Projekts zur Verfügung gestellt. Die sozialdemokratische Fraktion des Schleswig-Holsteinischen Landtages hat die Bereitstellung von 1 Million DM für den gleichen Zweck beantragt.

Bei der Eindeichung des Dieksander Koogs hat man seinerzeit eine sogenannte Neulandhalle gebaut, in der Jugendliche und Erwachsene sich zu Tagungen treffen können, um Gemeinschaftsfragen zu erörtern.

Schon wurde angeregt, im neuen Koog eine ähnliche Stätte für deutsch-dänische Treffen an der Grenze zu schaffen.

Deutsch-dänische Straßenbaupläne

Es scheint, als ob durch jüngste Entwicklung der Weltpolitik der Norden näher an Mitteleuropa heranrückt als bisher. Man erörtert in Dänemark sehr stark die Notwendigkeit eines gemeinsamen Markts mit Schweden und Norwegen und dessen Anschluß an den der Montanunion, da England sich immer weniger als sicherer Abnehmer dänischer Landwirtschaftsprodukte erweist. In Verbindung damit und mit dem auch aus anderen Gründen ständig wachsenden Verkehr von Norden nach Süden bemüht man sich um eine Modernisierung der unzulänglichen

Überlandstraßen Schleswig-Holsteins. Im Osten setzen sich die Städte zwischen Frederikshavn und Neumünster zusammen, um zu erörtern, wie die Europastraße 3 den Erfordernissen des heutigen und des kommenden Verkehrs angepaßt werden kann, und im Westen möchten alle zwischen Esbjerg und Elmshorn der Ausbau der Westküstenstraße.

Alles drängt auf Überwindung der Grenze.